

5 GESCHICHTSREZEPTION UND -KONSTRUKTION IN DER MATERIELLEN KULTUR

Neben dem Diskurs über die Würde des Menschen und das Entdecken der Natur war das späte 15. Jahrhundert von einer neuen Auseinandersetzung mit der (eigenen) Geschichte geprägt. In diesem Kapitel geht es abschließend darum, nachzuvollziehen, inwiefern am Landshuter Hof unter welchen Prämissen retrospektive, historisierende Formen genutzt wurden. Grundlage für diese Analyse ist das zeitgenössische Geschichtsverständnis der Hofgesellschaft, das anhand von zwei Fragen eruiert wird. Zum einen wird gefragt, wie die Hofgesellschaft sich Geschichte aneignete, und zum anderen, welche Geschichte von ihr rezipiert wurde. Dazu wird hier die These formuliert, dass retrospektive Architekturen gebaut und gemalt wurden, um die eigene Legitimität zu untermauern und eine konstruierte historische Identität zu visualisieren. Dazu bediente man sich unterschiedlicher Referenzpunkte in der Geschichte, die für unterschiedliche Zwecke herausgegriffen wurden. Historische Formen wurden nicht eins zu eins übernommen, sondern adaptiert und in die zeitgenössische Formensprache überführt.

Als theoretischer Überbau dienen die kulturwissenschaftlichen Arbeiten von Jan Assmann zum kulturellen Gedächtnis (1992) sowie von Aleida Assmann zu Erinnerungsräumen (1999).⁸⁴⁷ Ausgangspunkt ihrer komplementären Überlegungen ist, dass gesellschaftliche Traditionen in Form von Büchern, Texten, Bildern etc. weitergegeben werden und somit eine Art ›Erinnerungsspeicher‹ formen. So hielt etwa Aleida Assmann fest, dass die Veränderung von Identität »immer auch Umbau des Gedächtnisses [bedeutet] und [sich] nieder[schlägt] in einem Umschreiben von Geschichtsbüchern, im Sturz von Denkmälern«. ⁸⁴⁸ In diese Richtung gingen bereits in den 1980er Jahren die Überlegungen des Germanisten Jan-Dirk Müller zum ›Gedechtnus‹ (1982), worunter er eine Mischung aus »historische[n] Forschungen, literarische[r] Fassung der Memoiren und [...] bildliche[r] Ausstattung« ⁸⁴⁹ subsumierte. Obwohl es beim *gedechtnus* zunächst um eine vollständige Inventarisierung der *gesta* des Herrschers und seiner »altfordern« ginge, solle damit zugleich das Andenken an eine bestimmte Person in einer bestimmten Gemeinschaft lebendig erhalten werden. ⁸⁵⁰

In Fortführung dieser Forschungen wird die These entwickelt, dass nicht nur Historiker/innen und Schriftsteller/innen durch die Art und Weise ihrer Geschichtsrezeption an der Herausbildung von Landesherrschaften – in diesem Fall im Herzogtum

847 J. Assmann 1992; A. Assmann 1999.

848 A. Assmann 1999, S. 62–63.

849 Müller 1982, S. 80.

850 Ebd., S. 93.

Bayern-Landshut – mitwirken,⁸⁵¹ sondern auch die Künste. Dabei kann an die reichhaltige Forschung zu retrospektiven Tendenzen in Kunst und Architektur angeknüpft werden. Das Aufgreifen von zum Zeitpunkt der Erbauung beziehungsweise des Malens so verstandenen altertümlichen Formen ist in allen Jahrhunderten zu beobachten und wird seit etwa 35 Jahren von der geisteswissenschaftlichen Forschung verstärkt in den Blick genommen.⁸⁵² Müller konstatierte, dass

»dieser Trend [...] mit einer veränderten Einstellung zum Gegenstandsbereich zusammen[hängt], in dem neben der Geschichte der Ereignisse, Institutionen und Strukturen diejenige [Geschichte] vergangener Vorstellungswelten in den Vordergrund gerückt ist, die der Wahrnehmungsschemata und Deutungsmuster, in denen Realität angeeignet wird, der Selbst- und Fremdbilder, des Alltagswissens, der Interessen und Tabus, die diese Aneignung steuern«.⁸⁵³

Jüngste Arbeiten beschäftigen sich etwa mit der sogenannten Nachgotik um 1600.⁸⁵⁴ Doch insbesondere die (gemalte) Architektur des 15. Jahrhunderts wurde eingehend untersucht.⁸⁵⁵ Dabei wurde herausgearbeitet, dass retrospektive Tendenzen als Phänomen einer gelehrten Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Stilmodi zu verstehen sind. Als ursächlich für diese Stilausdifferenzierung wurden divergierende Anspruchshaltungen, die auf die antike Rhetorik sowie Vitruv rekurrierten, gegenüber Architekturen und Gemälden ausgemacht.⁸⁵⁶ Um diese aus heutiger Perspektive irrationale Architektur und Kunst verständlich zu machen, müssen zeitgenössische Wahrnehmungsschemata und Deutungsmuster analysiert werden.⁸⁵⁷ Dazu kann zumindest partiell auf Ergebnisse der geschichtswissenschaftlichen Forschung zurückgegriffen werden, die diese Themen seit geraumer Zeit beständig aufgreift.⁸⁵⁸ Keine Berücksichtigung finden dagegen (kunst-)historische Arbeiten, die sich unter dem Begriff der Memoria vereinen und sich mit der postmortalen Erinnerungskultur auseinandersetzen.⁸⁵⁹ Folglich werden

851 Vgl. A. Assmann 1999, S. 78.

852 Beispielhaft Boschung/Wittekind 2008; Günther 2010; Smith 2018.

853 Müller 1989b, S. 717.

854 Dazu v. a. die Forschungen im Kontext des Gedenkjahres zum 400. Todestag Julius Eichters. Vgl. Ausst. Kat. Würzburg 2017; Bürger/Palzer 2019. Eine breitere Perspektive auf die Künste und Architekturen nahm die Tagung »Focus 1600. Aschaffener Symposium zur Architektur und Bildenden Kunst des Manierismus« (2021) ein. Der Tagungsband steht noch aus.

855 Vgl. Hoppe 2005b; Hoppe 2007a; Hoppe 2007b; Hoppe 2008a; Hoppe 2008b; Hoppe 2018.

856 Vgl. Graf 1996b; Graf, 2003; Hoppe 2007b.

857 So wiederholt bei Hoppe, u. a. Hoppe 2008b, S. 91.

858 Aus der reichhaltigen Forschung: Joachimsohn 1910; Patze 1987; Moeglin 1988; Buck u. a. 1989; Johaneck 2000; Helmuth/Muhlack/Walther 2002; Helmuth 2005; Helmuth/Schirmer/Schleier 2013b.

859 Exemplarisch: Czerny 2005; Meys 2009; Borgolte 2012; Berndt 2013; Kohl 2018.

nachfolgend auch keine Objekte, die der Memoria einer Person dienen, vorgestellt und diskutiert.⁸⁶⁰

Die Gleichzeitigkeit und Ausdifferenzierung von Stilen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, deren Auswahl auf einer intentionalen Entscheidung des Auftraggebers und/oder des ausführenden Baumeisters und/oder Malers beruhte, führt in der Forschung bekanntermaßen zu terminologischen Problemen. Trotz der stilistischen Divergenz der einzelnen Architekturen und Gemälde wurden sie oftmals unter dem Begriff der Spätgotik subsumiert. Jedoch gibt es kein kohärentes Erklärungssystem für diesen anerkannten Stilpluralismus und keine einheitliche Begriffsverwendung. Zwar schlug etwa Ethan Matt Kavaler den Begriff der Renaissancegotik vor – den er bezeichnenderweise auf die Einwölbungen der Ingolstädter Seitenkapellen des Münsters »Zur Schönen Unserer Lieben Frau« (Abb. 147) bezog –, um »the inevitable inconsistencies that result when we forget the specific values and perspectives enshrined in our construction of periods and our intuitive expectation of linear progression« hervorzuheben.⁸⁶¹ Allerdings konnte sich diese Begrifflichkeit bisher nicht durchsetzen. Auf dieses Problem soll lediglich hingewiesen werden; es kann an dieser Stelle nicht gelöst werden.

Die Heterogenität der Stile beziehungsweise Symbolsysteme, wie sie im Herzogtum Bayern-Landshut beobachtet werden können, ist das Ergebnis unterschiedlicher Bedürfnisse und Erwartungen an visuelle und materielle Objekte. Die verschiedenen Stile sind auf neue Auseinandersetzungen mit verschiedenen historischen Zeitpunkten zurückzuführen und unterscheiden sich entsprechend der sozialen Gruppe, welche über eine gemeinsame kollektive Identität verfügt und sie beauftragt. Um diese unterschiedlichen Stile beziehungsweise Ornamentformen zu verstehen, werden sie in einem ersten Schritt auf ihren ideengeschichtlichen Hintergrund zurückgeführt. Es wird analysiert, wie man Mitte des 15. Jahrhunderts auf die Geschichte blickte und in welcher Form man sich am Landshuter Hof welche *historia* aneignete. Zudem wird herausgearbeitet, dass die zunehmende Auseinandersetzung damit eine Reaktion auf das Zeitgeschehen darstellte. Daran anschließend werden im zweiten Schritt die zwei wesentlichen zeitlichen Referenzpunkte in den Blick genommen, die durch historisierende Bauelemente rezipiert wurden. Zum einen ist dies die römische (Spät-)Antike. Dass im Herzogtum Bayern-Landshut romanisierende Bauformen verwendet werden, ist Ausdruck eines Legitimations- und Erneuerungsdiskurses, der vor dem Hintergrund der Territorialstaatsbildung sowie der Klosterreform zu sehen ist. Unter Herzog Ludwig IX. begonnen und durch seinen Sohn Georg IV. fortgeführt, entstehen an zentralen Orten

860 Bspw. das Epitaph für Gräfin Elisabeth von Ortenburg, das 1471 im Kloster Baumburg von Propst Caspar Ebenhauser in Auftrag gegeben wurde, oder das von Bischof Johann von Werdenberg in Auftrag gegebene, sogenannte Hartmann-Denkmal für Graf Hartmann IV. von Dillingen-Kyburg (um 1180–1258) an der fürstbischöflichen Dillinger Residenz von 1485, ausgeführt von Hans Peurlin d.M. Zu Baumburg vgl. Brugger 2007; Wild 2007, S. 149; Statnik 2009, S. 120.

861 Grundlegend: Kavaler 2006, hier S. 1.



Abbildung 147. Erhard Heidenreich, Kapellengewölbe, um 1510/20.
Münster Zur Schönen Unserer Lieben Frau, Ingolstadt

des Herzogtums Residenzen, die historisierende Formen aufgreifen. Diese werden bewusst verwendet, um die eigene Legitimität zu visualisieren und auf die Dauerhaftigkeit der eigenen Herrschaft abzustellen. Außerdem werden romanisierende Bauformen im Kontext der Klosterreform aufgegriffen. Durch sie soll an die Gründungszeit der verschiedenen Klöster angeknüpft und ihre Legitimität bekräftigt werden. Zum anderen wird ein zweiter historischer Referenzpunkt in der Regierungszeit Herzog Ludwigs IX.

aufgegriffen, die germanische Antike. Am Landshuter Hof scheinen ab etwa 1470 verstärkt vegetabile Formen wie das Astwerk auf. Diese sind auf einen zeitgenössischen Nationalitäts- und Identitätsdiskurs zurückzuführen, dessen Wurzeln in der Wiederentdeckung der taciteischen Germania begründet liegen. Im Vordergrund der Rezeption der germanischen Antike steht das Bemühen um eine Identitätsfindung, die vom Studium römisch-antiker Schriften über die Germanen ausgeht und im Rahmen einer Inklusions- und Exklusionsdebatte geführt wird.

5.1 Das Geschichtsstudium als identitätsstiftendes Moment

Die Analyse der aufkommenden Porträts belegte, dass am Landshuter Herzogshof Identitätsdiskurse geführt wurden. An die Frage des »Wer bin ich?« schließt diejenige nach dem eigenen Herkommen an. Die verstärkte Auseinandersetzung mit Geschichte ist vor allem in Zeiten zu beobachten, in welchen es zu Kontinuitäts- und Traditionsbrüchen kommt.⁸⁶² Als einschneidende Zäsur des 15. Jahrhunderts ist aus europäischer Sicht die Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 anzusehen. Mit dem Fall der Stadt am Bosphorus endete die fast tausendjährige Herrschaft Ostroms und damit des letzten Reiches, das seit der Antike ununterbrochen bestanden hatte. Durch den Vormarsch der Osmanen geriet die christliche Identität unter Druck. Von den intensiven Debatten der Zeit zeugen die Reichstage, die zu Türkentagen wurden, wie etwa der Regensburger Türkentag 1454 oder der Fürstentag 1459 in Mantua. Auf ihnen wurde die Bedrohung des Reiches durch ein fremdes »Volk« kontrovers diskutiert und über Reaktionen gestritten. Die drohende »Türkengefahr« zwang zu einer Selbstvergewisserung und befeuerte die Auseinandersetzung mit Geschichte und Identität. Die eigene christliche Identität musste historisch rückgekoppelt werden. Gleichzeitig suchte man sich von der »kulturlosen« islamischen Gegenseite abgrenzen. Antike Traktate dienten dabei als Hilfestellung, denn durch sie konnten die Osmanen auf das Barbarenvolk der Skythen zurückgeführt werden, während man sich selbst als legitime Nachfolger des Imperium Romanum verstand.⁸⁶³

Auch auf Ebene der *nationes* können Brüche identifiziert werden, welche die Bedeutung des Geschichtsstudiums als identitätsstiftendes Moment hervorheben. In Italien entwickelte sich seit dem späten 14. Jahrhundert ein gesteigertes Interesse an Geschichte, das seine Ursache in den andauernden Machtkämpfen in den Fürstentümern und Städten hatte, die bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts fort dauerten. So erhob sich beispielsweise die Bevölkerung Veronas gegen die herrschenden della Scala und vertrieb diese.

⁸⁶² Vgl. J. Assmann 1992, S. 32.

⁸⁶³ Für die Herkunft der Osmanen gab es mehrere Erklärungen. Die hier benannte geht auf Flavio Biondo zurück und kann als die wirkmächtigste angesehen werden. Vgl. einführend Meuthen 1984; weiterhin Döring 2011, S. 434–435, 453; Döring 2013.

Die della Scala, die sich in der Folge als Herren von der Leiter bezeichneten, gingen in das niederbayerische Exil.⁸⁶⁴ Auch im Mailand der Visconti verarmte das Volk zunehmend. Gleichzeitig kam es zu verstärkten Auseinandersetzungen mit Venedig. Es dauerte fast 50 Jahre, bis das Herzogtum unter Francesco Sforza wieder zur Ruhe kam.⁸⁶⁵ Durch den desolaten Zustand der italienischen Fürstentümer und Städte erwuchs eine Sehnsucht nach einer imaginierten ›guten alten Zeit‹, welche es historiographisch zu verorten galt. Dieser Aushandlungsprozess fand an den italienischen Universitäten statt und wurde zu einem elementaren Bestandteil des Curriculums. Als Vorbild, an das es anzuknüpfen galt, wurde vor allem die römische und in geringerem Maße die griechische Antike herausgestellt. Diese Epochen wurde als besonders ruhm- und glorreich angesehen.⁸⁶⁶ Folglich wurde an den Universitäten das Studium von als Historiographen erachteten römischen wie griechischen Autoren wie etwa Caesar, Livius und Sueton sowie Herodot und Homer gefördert.

Schließlich wird die politische Unsicherheit des 15. Jahrhunderts unmittelbar im Herzogtum Bayern-Landshut greifbar. Seit den 1420er Jahren destabilisierte sich die innen- und außenpolitische Lage des Heiligen Römischen Reiches durch die Hussiteneinfälle, die auch das bayerische Territorium direkt betrafen. Dadurch bestand eine unmittelbare Gefahr für die Integrität des Herzogtums, sodass man sich an den Hussitenkriegen beteiligte und deshalb Verteidigungsanlagen ausbaute. Parallel dazu schwand der Einfluss des Kaisers und damit dessen Integrationskraft, die dringend notwendig gewesen wäre, um die bedrohte Einheit des Reiches zu sichern.⁸⁶⁷ Diese Konflikte führten in Bayern-Landshut zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit Geschichte. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Territorialisierung musste die eigene Identität klar artikuliert werden. Daneben wurde es immer wichtiger, sich auch nach außen hin abzugrenzen, sei es gegenüber den Hussiten oder gegenüber den Osmanen, die durch ihre fortschreitende Expansion in den Westen einen weiteren Ausbau der Verteidigungsanlagen, etwa der Burg Burghausen, erforderlich machten.⁸⁶⁸ An diesen Beispielen wird deutlich, dass das Geschichtsstudium durch externe Einflüsse befördert wurde. Das Bild von der Geschichte, das dadurch entstand, dass man sich mit der Vergangenheit befasste, diente als Vorbild für die eigene Gegenwart, die von Gefahren, Ängsten und Nöten geprägt war.⁸⁶⁹ Einer der maßgeblichen Orte, an dem Geschichte studiert und diskutiert wurde, war die Universität.

864 Ausst. Kat. Verona 1986, S. 139–140; Weigand 1986.

865 Vgl. Lopez 2003, S. 53–65; Gamberini 2015, S. 19–45.

866 Ausführlich: Graus 1987; Maissen 2013, S. 50.

867 Vgl. Dicker 2014, S. 31.

868 Vgl. März 2017; Heppner 2009; Hoppe 2013b.

869 Vgl. Graus 1987, S. 51.

5.1.1 Das Geschichtsstudium an den Universitäten

An den Universitäten Oberitaliens wurde die griechisch-römische Antike zum leuchtenden Vorbild stilisiert, an das es anzuknüpfen galt. Zu diesem Zweck wurden verstärkt römische und in geringerem Maße griechische Geschichtswerke und Epen studiert, teils auch neu übersetzt.⁸⁷⁰ Die Bibliotheken der Landshuter Räte dokumentieren nachdrücklich, dass diese die griechisch-römische Antike studiert hatten. Auch noch Jahre nach ihren Studien setzten sie sich mit den antiken Werken auseinander und waren bemüht, dieses Wissen weiterzugeben. Im Besitz des Augsburger Bischofs Johann von Werdenberg sowie des Rates Johannes Löffelholz⁸⁷¹ lassen sich beispielsweise Werke Homers nachweisen. Werdenbergs heute verschollener Homer-Codex dokumentiert zudem, dass diese Bücher aktiv genutzt und rezipiert wurden. Rudolf Agricola reiste 1479 eigens zu Johann von Werdenberg nach Dillingen, um dessen Homer-Codex abzuschreiben.⁸⁷² Der Regensburger Domherr Johannes Tröster besaß zudem Herodots »Historien« in einer Übersetzung Lorenzo Vallas,⁸⁷³ worin gleichzeitig die Auseinandersetzung der italienischen Humanisten mit antiken Geschichtswerken deutlich wird.

Weiter verbreitet als griechische Geschichtswerke waren römische. Livius' »Ab urbe condita« ist in Teilen in der Bibliothek des Eichstätter Bischofs Wilhelm von Reichenau⁸⁷⁴ und derjenigen Johannes Trösters⁸⁷⁵ nachweisbar. In Trösters umfangreicher Bibliothek, die er 1481 zu einem Großteil der Universität Ingolstadt vermachte,⁸⁷⁶ befand sich zudem ein Teil von Suetons Kaiserbiographien.⁸⁷⁷ Durch eine Rede Martin Mairs, die er anlässlich der Eröffnung der Ingolstädter Universität hielt, ist bekannt, dass er mit Livius vertraut war und die Biographien von Vergil und Horaz kannte.⁸⁷⁸

870 Vgl. hierzu Sottili 2002.

871 Der Codex des Johannes Löffelholz befindet sich in Oxford, Corpus Christi College, Hs. 470. Vgl. Sottili 2002, S. 90; Bauer 2012, S. 473.

872 Tatsächlich haben sich nur zwei Inkunabeln aus dem Besitz Werdenbergs erhalten, jedoch ist der Besitz weiterer Bücher u. a. durch Briefe rekonstruierbar. Agricola kam aus Zeitgründen nicht mehr dazu, die »Ilias« abzuschreiben. Zoepfls Angaben lassen keinen Aufschluss darüber zu, ob Werdenberg sowohl die »Ilias« als auch die »Odyssee« besaß. Vgl. Zoepfl 1949, S. 683; Zoepfl 1955, S. 469.

873 Vgl. Lehmann 1940, S. 657.

874 Reichenaus Codex befindet sich in der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, fol. Cod. 103. Vgl. hierzu Spilling 1984, Kat.-Nr. 3, S. 2–3.

875 Der Codex Trösters wird in der Bibliothek der LMU München unter der Signatur 2° Cod. ms. 549 aufbewahrt. Vgl. Daniel/Schott/Zahn 1979, S. 68–71; Cortesi 2008, S. 227; Schuller-Juckes 2009, S. 234–236.

876 Johannes Tröster schenkte einen Großteil seiner Bibliothek auf Vermittlung Wolfgang Federkils 1481 der Artistenfakultät in Ingolstadt. Vgl. dazu Lehmann 1940; Art. »Tröster, Johannes« von Franz J. Worstbrock. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 9. Berlin 1995, Sp. 1078–1083; Cortesi 2008; Schuh 2013b, S. 130–144.

877 Vgl. Lehmann 1940, S. 657.

878 Mair bezieht sich ausdrücklich auf Livius: »Wie Titus Livius im ersten Buch [seines Werkes] der Urbe condita schreibt« (»ut refert Titus Livius ab urbe condita libro primo«). Danach folgt eine Aufzählung antiker Persönlichkeiten wie Vergil, Horaz, Demosthenes und Sokrates, die aus einfachen

Diese Beispiele belegen, dass sich die Landshuter Räte mit antiken Geschichtswerken während ihres Studiums und darüber hinaus auseinandersetzten. Trösters Bücherschenkung an die Universität Ingolstadt deutet zudem darauf hin, dass dieses Geschichtswissen an der neu gegründeten Universität weitergegeben werden sollte. Untermauert wird dies durch Konrad Celtis' Antrittsrede an der Artistenfakultät 1491. Darin forderte er, dass man ein eigenes, innovatives Werk über die *regio nostra*, damit war das Heilige Römische Reich gemeint, anfertigen müsse. Entsprechend sei es notwendig, sich eingehend mit der eigenen Herkunft und Geschichte auseinanderzusetzen.⁸⁷⁹ Damit sollte der historische sowie geographische Bezugs- und Referenzrahmen eindeutig definiert werden, gegenüber der eigenen Peergroup und in Abgrenzung zu italienischen Humanisten. Celtis setzte damit die Forderung seines Lehrers Rudolf Agricola um, der sich von einer »Rezeption und Anlehnung an Italien« emanzipieren wollte. Die intellektuelle Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit der eigenen Nation sollte unter Beweis gestellt werden.⁸⁸⁰

Ohne eine gemeinsame Sprache wäre es nicht denkbar gewesen, sich so intensiv mit Geschichtswerken an den oberitalienischen Universitäten zu befassen, wie es die Buchbesitze belegen. Erst mit dem Lateinischen existierte ein gemeinsames Medium,⁸⁸¹ durch das Inhalte transformiert und übersetzt werden konnten: Der Austausch zwischen Nord und Süd beruhte auf dieser Lingua franca, die es ermöglichte, untereinander Vergleiche anzustellen, beispielsweise in Bezug auf die (eigene) Geschichte. So konnten die nordalpinen Studenten die eigene Lebensrealität an die südalpine Antike rückbinden, indem sie sich mit der Historiographie beschäftigten. Dieses Streben, Nord und Süd zu parallelisieren, manifestiert sich aber auch auf italienischer Seite, etwa bei Enea Silvio Piccolomini. In seiner Antwort auf Martin Mairs Kritik am Zustand des Reiches versuchte er, die italienische und die bayerische Geschichte miteinander zu verknüpfen und eine gemeinsame Geschichte zu rekonstruieren. Durch eine sprachwissenschaftliche Herleitung wollte er beweisen, dass die Bayern von den Boiern abstammten. Piccolomini argumentierte, dass der Volksstamm der Boier im 5. Jahrhundert vor Christus das etruskische Felsina erobert habe. Aus dieser Siedlung habe sich das römische Bononia entwickelt, das heutige Bologna. Da diese Stadt eindeutig auf dem Territorium des Imperium Romanum lag, seien die Bayern ein Teil des Imperiums gewesen. Für die Frühhumanisten nördlich der Alpen war diese Herleitung ein Faktum, welches durch Hinweise in Livius' »Ab urbe condita« und Tacitus' »Germania«⁸⁸² evident erschien.

Verhältnissen stammten, aber durch Bildung zu Ruhm und Ansehen gelangten. Vgl. Edition bei Prantl 1872, S. 7–10, hier S. 8.

879 Vgl. Müller 2001, S. 217–220.

880 Vgl. ebd., S. 219.

881 Nach Maissen begründete die Entwicklung des ciceronianischen Lateins zu einer Lingua franca der Gelehrten den Erfolg der humanistischen Geschichtsschreibung. Vgl. Maissen 2013, S. 56.

882 Tacitus berichtet, dass Herkules von den Germanen verehrt würde und Odysseus u. a. Asciburgum (Asberg am Unterrhein) gegründet habe: »Sie erwähnen auch, Herkules sei bei ihnen gewesen und

Über Etymologien, Fabeln, Gründungsmythen und Vergleiche sollte eine historische Anbindung des nordalpinen Bayern an Italien geschaffen werden, ein gemeinsamer Referenzrahmen.⁸⁸³ Piccolomini verglich den Rat Gregor Heimburg mit Cicero⁸⁸⁴ und den Rat Ulrich Riederer mit einem kaiserlichen Senator (»cesaree majestatis senatori«).⁸⁸⁵ Aus derartigen Vergleichen, die bis zu einem gewissen Grad holzschnittartig und in der Briefsprache geläufig sind, geht hervor, dass gemeinsame Vorbilder existierten, die sowohl von den nordalpinen Gelehrten als auch von den italienischen Humanisten verehrt und vor allem: verstanden wurden. Diese Beispiele zeigen, wie Piccolomini die antiken Vorbilder auf seine nordalpinen Freunde übertrug. Aufgrund ihres gemeinsamen Studiums, das auf einer gemeinsamen Sprache fußte, wurden die Studenten aus Nord und Süd zu einer sozialen Gruppe. Sie entwickelten im Sinne Jan Assmanns eine »kollektive Identität«, die »auf der Teilhabe an einem gemeinsamen Wissen und einem gemeinsamen Gedächtnis« beruhte und »durch das Sprechen einer gemeinsamen Sprache oder allgemeiner formuliert: die Verwendung eines gemeinsamen Symbolsystems vermittelt« wurde.⁸⁸⁶ Die Studenten eigneten sich das gleiche (historische) Wissen, die gleichen Sehgewohnheiten an und entwickelten die gleichen – oder zumindest ähnliche – Interessen und Ambitionen. Durch ihre spätere, berufsbedingt hohe Mobilität wurden sie zu beständigen Kulturvermittlern. Martin Warnke sprach entsprechend von der »Vermittlertätigkeit der Humanisten für nordeuropäische Höfe«.⁸⁸⁷ Dieser Wissens- und Kulturtransfer förderte eine parallele Entwicklung dies- und jenseits der Alpen, die in Architektur und Bildwerken manifest wird.

Genauso traten jedoch durch den Abgleich der eigenen Lebenssituation mit dem gemeinsamen römischen Ideal die Unterschiede zwischen Nord und Süd hervor, woraus eine Kultur des Wettbewerbs und des beständigen Transfers zwischen den Studenten

wenn sie in eine Schlacht ziehen, besingen sie ihn als den ersten aller tapferen Männer. [...] Zudem meinen einige, dass auch Odysseus, der bei jener langen und mythenreichen Irrfahrt in diesen Ozean verschlagen worden sei, in die Länder Germaniens gekommen und Asberg, was am Rhein liegt und heute bewohnt wird, von ihm gegründet und benannt worden sei« (»Fuisse et apud eos Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt. [...] ceterum et Ulixen quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum adisse Germaniae terras, Asciburgiumque, quod in ripa Rheni situm hodieque incolitur, ab illo constitutum nominatumque«), Tacitus ed. Köstermann 1970, III,1–3, S. 7.

883 Vgl. Graus 1987, S. 42–43; Hammerstein 1989, S. 19.

884 Vgl. Brief Piccolominis als Bischof von Triest an Gregor Heimburg vom 31. 1. 1499, in Pius II. ed. Wolkan 1447–1450/1912, Brief Nr. 25, S. 79–81.

885 Joachimsohn 1910, S. 76–77; Pius II. ed. Wolkan 1450–1454/1918, Brief Nr. 209, S. 396; Hammerstein 1989, S. 23. Weiterhin kann festgehalten werden, dass Geschichte dann aufgezeichnet oder erforscht wird, wenn »man entweder von der Annahme aus[geht], die Gegenwart sei so bedeutend (im positiven oder im negativen Sinn), daß sie für künftige Zeiten festgehalten werden müsse, oder aber man ist der Meinung, die Vergangenheit habe irgendeinen Bezug zur eigenen Gegenwart, der man den Ablauf vergangener Zeiten entweder als leuchtendes Beispiel oder aber als Warnung vorhalten könne.« Graus 1987, S. 11.

886 J. Assmann 1992, S. 139.

887 Warnke 1996, S. 111.

des nordalpinen und des südalpinen Raums entstand, beispielsweise durch Briefkontakte. Während man sich in Italien auf dem Höhepunkt der Zivilisation wähnte und verächtlich in den Norden blickte, schauten die nordalpinen Studenten ihrer Meinung nach aus einer Position der Stärke in den Süden.⁸⁸⁸ Italiener sahen den Norden pauschal als unterentwickelt und kulturlos an. Die Reise eines Italieners zu den ›barbarischen und wilden Germanen‹ war etwa ein Auszeichnungsmerkmal. Dadurch unterstrich der kultivierte Italiener seine Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit. Entsprechend wurden die Aufenthalte Piccolominis und Kardinal Basilius Bessarions von den italienischen Zeitgenossen besonders hervorgehoben.⁸⁸⁹ Ebenso herausgestellt wurden die Besuche von Nordalpinen in Italien. Davon zeugt eine Beschreibung des Andrea Schivenoglia anlässlich des Einzugs bayerischer Gesandter 1462 in Mantua, darunter die Landshuter Räte Johannes Fraunberg,⁸⁹⁰ Thomas Pirckheimer und Heinrich Tanndorfer. Schivenoglia beschrieb die Fassungslosigkeit der mantuanischen Adligen über den Aufzug der Bayern und verglich die Gesandten mit sittenlosen Köchen und Knechten.⁸⁹¹ Diese Schmähungen standen in Widerspruch dazu, dass die bayerischen Räte und Gesandten im Reich durch ihren extremen Protz und Reichtum unangenehm auffielen.⁸⁹² Die zwei Beispiele der italienischen Sichtweise auf das Reich erklären, warum es den universitär gebildeten Räten nördlich der Alpen so wichtig war, die Geschichte der eigenen Herkunftsregion an die römische Antike anzubinden und sich gleichzeitig davon abzugrenzen.

888 Joachimsohn bemerkte, dass durch die gemeinsame Sprache die Unterschiede umso deutlicher zutage traten. Da zudem in der Jetzt-Zeit des 15. Jahrhunderts große Vorbilder fehlten, musste man sich der Geschichte bedienen und dort nach Helden suchen. Vgl. Joachimsohn 1910, S. 76–77; Hammerstein 1989, S. 23.

889 Der Aufenthalt Bessarions in Deutschland wurde in verschiedenen zeitgenössischen Texten literarisch überformt. In besonderem Maße wurde dabei der Topos der kulturlosen Germanen (›wilde Barbaren‹), die in einem unwirtlichen Land leben würden, hervorgehoben. Derartige Germanenbilder finden sich, wie Claudia Märkl herausgehoben hat, nicht nur im Kontext der Legationsreise Bessarions, sondern auch in den Obödienzreden anlässlich der Papstwahl Piccolominis. Vgl. hierzu ausführlich Märkl 2013, insbes. S. 126–127.

890 Johannes (Hans) Fraunberg zu Massenhäusern war seit 1448 in Landshut als Rat und Diener bestallt und wirkte von 1449 bis 1454 als Pfleger von Graisbach. Vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 524–526; Hesse 2005, Nr. 6782, S. 811.

891 »Bemerke, dass am 7. September 1462 die Delegation des Herzogs von Bayern nach Mantua kam, um die Hochzeitsabsprache zwischen Meser Federico, Sohn des Markgrafen von Mantua, und Madonna Margaretha, Schwester des Herzogs von Bayern, zu bestätigen. Wenn Du diese Gesandtschaft, die alle wie Köche und Knechte aussahen, gesehen hättest! Das mantovanische Herrschergeschlecht war sehr erstaunt über diese Menschen und ihre unanständigen Sitten« (»Nota che adij 7 de settembre 1462 vena a Mantua ambaxaria de lo ducha de Baviera e se chonfermoe el maridazo tra mes. Federigo fiolo del marchexo de Mantua et madona Malgarita sorela de lo ducha de Baviera. Se tu avesse veduto questa ambaxaria tuti parivano chochij e sguaterij: li mantovani forte se maraviava de tal zente et de lo so male vivere«). Übers. d. Verf. nach Schivenoglia ed. d'Arco 1857, S. 55. Zu den Hochzeitsverhandlungen zwischen Mantua und München vgl. Severidt 2002, S. 229–234; Strack 2010b, S. 144–147. Zum Deutschlandbild südlich der Alpen im 15. Jahrhundert vgl. Heitmann 2003.

892 Vgl. dazu der Bericht Hermann Schedels anlässlich des Einzugs der Landshuter Delegation auf dem Reichstag in Nürnberg 1467. Vgl. Anm. 350.

Dieser Abgrenzung von Italien wurde durch die ›Wiederentdeckung‹ der »Germania« des Publius Cornelius Tacitus Vorschub geleistet. Das Werk⁸⁹³, dessen Existenz zwar bekannt, aber verschollen war, wurde in den 1450er Jahren durch den päpstlichen Bücheragenten Enoch d'Ascoli im Kloster Hersfeld wiederentdeckt. Die »Germania« ermöglichte es den nordalpinen Studenten, sich einerseits in Relation zur römischen Antike zu setzen, also die eigene Historizität als Nation zu beweisen, und sich andererseits bewusst von einer anderen abzugrenzen. Dies erklärt den Erfolg dieses Buches: Zwischen 1470 und 1510 gelangten schätzungsweise 6000 Druckexemplare der »Germania« in Umlauf.⁸⁹⁴ Entsprechend häufig ist sie auch im Umfeld des Landshuter Hofes zu finden: In Eichstätt besaßen Johannes Pirckheimer,⁸⁹⁵ Johannes Mendel und Johannes Tröster Abschriften.⁸⁹⁶ Zudem befanden sich im Kloster Chiemsee und in Trient, wo der kaiserliche Rat Johannes Hinderbach⁸⁹⁷ als Fürstbischof wirkte, Kopien.

Die Auseinandersetzung mit Tacitus bot die Möglichkeit, den skizzierten italienischen Ansichten entgegenzutreten. Durch die »Germania« konnten die nordalpinen Gelehrten die Germanen an die Seite der Römer als eigenständige und stolze Nation stellen. Zudem ermöglichte es die Rückbindung der nordalpinen Gegenwart an diese germanische Antike, deutsche Gepflogenheiten, zum Beispiel Bautraditionen oder Kleidung, gegenüber den Italienern aufzuwerten: Auch diese hätten ihre Wurzeln in der Antike. Die »Germania« und in geringerem Maße der Germanenexkurs Gaius Julius Caesars in seinem »De Bello Gallico« schienen eine verlorengegangene Antike nachvollziehbar zu machen. Sie zeichneten ein lebhaftes und detailliertes Bild der germanischen Ahnen.⁸⁹⁸ Dies ermöglichte es ihren Abkömmlingen, sich gegenüber anderen mit

893 Grundlegend zur Rezeption der »Germania«: Mertens 2004.

894 Weshalb Tacitus und seine Werke in Vergessenheit gerieten, ist unklar. Möglicherweise beruhte dies darauf, dass spätantike christliche Schriftsteller den heidnischen Autor ablehnten. Zwischen dem 6. und dem 14. Jahrhundert finden sich nur vier Textstellen, in welchen Tacitus referenziert wird. Vgl. Hunger 1975, S. 541–542; Schellhase 1976, S. 4–5; Günther 2002, S. 17; Mertens 2004, S. 58–61. Zur Instrumentalisierung der Germania vgl. Lund 1995; Krebs 2005. Zum Germanenbegriff bei Tacitus vgl. Lund 1999.

895 Johannes (Hans) Pirckheimer war 1465 in Diensten Herzog Ludwigs IX. Vgl. Lieberich 1964, S. 158; Ettelt-Schönwald 1999, S. 451.

896 Die Abschrift Johannes Mendels war Teil des in der Erlanger Universitätsbibliothek befindlichen Codex Ms. 647 und noch Ende des 16. Jahrhunderts vorhanden. Tröster schenkte 1481 sein 1471/72 gedrucktes Exemplar an die Artistenfakultät der Ingolstädter Universität. Vgl. Lehmann 1940, S. 658. Pirckheimers Exemplar ist Teil des Cod. Arundel 277 in der British Library, London.

897 Johannes Hinderbach weilte 1466 anlässlich seiner Konsekration zum Bischof von Trient in Rom und ließ sich bei dieser Gelegenheit eine Abschrift der Germania anfertigen, den sog. »Vindobonensis«. Wien, ÖNB Cod. Ser. Nov. 2960. In diesen wurde ein Großteil der ebenfalls abgeschrieben »Roma illustrata« Flavio Biondos eingebunden. Die Chiemseer »Germania« steht in engem Verhältnis zum »Vindobonensis«. BSB, Clm 5307. Vgl. Halm 1873, S. 3; Mertens 2004, S. 62–63.

898 Caesar, De bello Gallico, VI, 21–28. Die Rezeption des sog. Germanenexkurses spielt eine untergeordnete Rolle für das Geschichtsbewusstsein innerhalb des Heiligen Römischen Reichs im 15. Jahrhundert. Dies spiegelt sich auch darin, dass es lediglich einen Codex im süddeutschen Raum mit einer Abschrift des »Gallischen Krieges« gab. Dieser war im Besitz des brandenburgischen Rates

einer eigenen, eigenständigen Geschichte darzustellen. Darüber hinaus konnte anhand einer diachronen Gegenüberstellung von Heiligem Römischen Reich und Italien aufgezeigt werden, dass nördlich der Alpen eine Evolution stattgefunden habe, die etwa mit derjenigen Roms von einem Bauernvolk zur hochzivilisierten *civitas* zu vergleichen sei.⁸⁹⁹

Das gemeinsame Studium der antiken Schriften führte dazu, dass die vor allem historisch begründeten Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen ebenso hervortraten wie die eben beschriebene Evolution der Germanen. Dieses neue Wissen führte bei den Studenten aus dem Heiligen Römischen Reich zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der eigenen Antike. Dabei bilden sich zwei signifikante historische Referenzpunkte heraus, mit denen sich die nordalpinen Studenten verstärkt befassen: einerseits die klassische römische Antike sowie andererseits, als genuin nordalpines Phänomen, die germanische Antike. Diese Auseinandersetzung mit Geschichte geschieht vor dem Hintergrund sich neu herausbildender Identitäten. Es geht darum, sich selbst zu definieren, in Relation zu setzen und abzugrenzen. Das Geschichtsstudium an den Universitäten bringt diese Herangehensweise an Geschichte den späteren Landshuter Räten näher. Zwar ist die griechisch-römische Antike das Vorbild schlechthin für die nordalpinen Studenten. Dass die italienischen Gelehrten auf die aus ihrer Perspektive kulturell nachrangigen Germanen herabblickten, beförderte eine Konkurrenz zwischen den beiden Gruppen. Daraus entstand wiederum das Bedürfnis der nordalpinen Studenten, sich abzugrenzen und als den Italienern ebenbürtig darzustellen. Gleichzeitig wuchs das Bewusstsein für die Unterschiede zwischen Nord und Süd, welches durch die Wiederentdeckung der taciteischen »Germania« und der Auseinandersetzung mit ihr verstärkt wurde.

5.1.2 Das Geschichtsverständnis des Landshuter Hofes

Das Geschichtsstudium gewann vor dem Hintergrund von Inklusions- und Exklusionsdiskursen für die Studenten an Bedeutung. In diesem Abschnitt geht es darum nachzuvollziehen, inwiefern diese verstärkte Auseinandersetzung mit der Geschichte und die Rezeption der oben skizzierten historischen Themen am Hof Herzog Ludwigs IX. nachgewiesen werden können. Dabei kann an die umfassende geschichtswissenschaftliche Forschung zur bayerischen Historiographie angeknüpft werden. Seit Ende des

Hermann Reinsperger. Nürnberg, Stadtbibliothek, Cent. IV, 92. Zum Codex vgl. Neske 1997, S. 47–48. Zu Reinsperger vgl. Andresen 2017, S. 498–500. Zum Germanenbild bei Caesar vgl. Zeitler 1999; zur Deutung Caesars durch italienische und deutsche Humanisten Muhlack 2004.

899 Das Narrativ der Evolution des römischen Volkes hin zu einem kulturell hochstehenden findet sich bspw. in zwei Versen bei Horaz. In einem Brief heißt es: »Hellas, bezwungen, bezwang den barbarischen Sieger und brachte Latium, dem bäuerlich derben, die Künste.« (»Graecia capta ferum victorem cepit et artis / intulit agresti Latio«), Horaz ed. Herrmann 2000, II,1,156, S. 231. Vgl. Günther 2003, S. 64.

14. Jahrhunderts wurden in Bayern Chroniken über Bayern verfasst. Nachdrücklich wurde von der Forschung aus diesen die Entwicklung eines bayerisch-wittelsbachischen Landesbewusstseins herausgearbeitet.⁹⁰⁰ Es stellt sich folglich weniger die Frage, ob, sondern wie man sich am Landshuter Hof mit Geschichte befasste.

Geschichte diente in den Herzogtümern Bayerns, beginnend mit Otto von Freising »Chronica sive Historia de duabus civitatibus« (1143–1146), dazu, eine innere Einheit zu konstruieren und diese nach außen zu kommunizieren. Die vielzähligen Chroniken, etwa die »Scheyerer Fürstentafel« (1393–95), Andreas von Regensburgs »Chronica de principibus terrae Bavarorum« (1425–1428), die »Chronik von den Fürsten aus Baiern« Hans Ebran von Wildenbergs (1479/1490–1493) und Ulrich Füetters »Bairische Chronik« (1478–1480) bezeugen die Bemühungen der Herzöge, sich persönlich in einem Zeitgefüge zu verorten.⁹⁰¹ Dabei dienten die älteren Werke Ebran und Füetter als identitätsstiftende Vorlagen, die sie immer wieder als Referenzquellen verwendeten. Durch diese chronikalischen Werke wird das seit Mitte des 14. Jahrhunderts in verschiedenen Quellen so genannte *haws zu Bairn* konstituiert und historisch eingeortet.⁹⁰² Obwohl sich die Dynastie der Wittelbacher in verschiedene Linien verzweigte, agierten sie als politische und dynastische Einheit. So wurden die verschiedenen Linien der Wittelbacher auch inner- und außerhalb des Reiches wahrgenommen. Das Selbstverständnis als *haws zu Bairn* ist Grundlage, Rechtfertigung und Verpflichtung für die bayerischen Herzöge.

Daraus ergibt sich fast zwangsläufig, dass sich am Hof Herzog Ludwigs IX. mit diesen Werken auseinandergesetzt wurde. Die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit war aber nicht darauf beschränkt. Die herzogliche Kanzlei befasste sich nachweislich intensiv mit alten Urkunden und Rechtswerken, um die eigene Anciennität und Ehrwürdigkeit herauszuarbeiten und anderen gegenüber zu belegen. Daneben hatten sie einen ganz unmittelbaren Nutzen: Herzog Ludwig IX. und seine Kanzlei zogen diese Quellen heran, um beispielsweise Rechtsansprüche abzuleiten. So verwendete etwa Gregor Heimburg die Geschichte immer wieder als Exempel oder auch als Beleg in seinen Reden, beispielsweise in seiner ersten großen Rede auf dem Konzil von Basel. Später nutzte er in Reichstagsreden die Chronik des Andreas von Regensburg ebenso zur Argumentation wie den »Sachsenspiegel«, um brandenburgische Gebietsansprüche zurückzuweisen, und berief sich darauf, dass das Haus Bayern als eines der vier Gründungshäuser des Reiches höherrangig sei als die Nürnberger Burggrafen.⁹⁰³

900 Dies ist in der Forschung ausführlich bearbeitet worden. Vgl. Moeglin 1988; Fuchs 2005; Dicker 2009; Dicker 2014; sowie in Bezug auf die Scheyerer Fürstentafel Schneider 2016, S. 165–166, 173.

901 Die Chronik des Andreas von Regensburg entstand auf Veranlassung des Ingolstädter Herzogs Ludwig VII. (1368–1447), diejenige Füetters im direkten Umfeld Herzog Albrechts IV. von Bayern-München. Einordnend: Moeglin 1993.

902 So etwa in Hans Ebran von Wildenbergs Chronik aus dem Jahr 1479. Vgl. Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 1–2. Weiterhin: Fuchs 2005, S. 305.

903 Vgl. Johanek 1987; Studt 1992, S. 382.

Es fand an Ludwigs Hof also eine aktive Auseinandersetzung mit Geschichtswerken statt, sie wurde Teil der Debattenkultur der Gelehrten Räte und wirkte zudem über diese gelehrten Zirkel hinaus. Letzteres stellt die Chronik des Burghausener Hofmeisters Hans Ebran von Wildenberg (ca. 1426–1502)⁹⁰⁴ unter Beweis. Die Chronik wurde um das Jahr 1479 von Ebran vollendet und dem im Januar 1479 verstorbenen Herzog Ludwig gewidmet.⁹⁰⁵ In seinem Werk übernahm er die historische Argumentationslinie Heimburgs, wenn er schreibt:

»Vor alten zeiten sind vier grosser dewtzser land gewesen in Germani, die man genent hat die vier hewser, als sie noch hewt bei tag genennt werden: das ist Sachsen, Beirn Swaben und Franckn. das worden vier konigroich, ee sie die Romer betzwungen. [...] das aber die vier vorgedachten land konigreich gewesen das vindt man geschriben in dem keiserlichen rechtebuch, das genant wirdet der sachsenspiegel, das Constantinus der sechst [Konstantinos VI.] und Karl der erst [Karl der Große] gaben den Sachsen fur ein recht, darauf sie sich bekerten zu kristenlichem gelawben.«⁹⁰⁶

Auch für Wildenberg gehört Bayern zu den vier ›Gründungshäusern‹ des Heiligen Römischen Reichs, und ganz so wie Heimburg beruft sich der Hofmeister dabei auf den Sachsenspiegel, der für ihn zugleich historische Quelle und Rechtsbuch ist.

Diese Auffassung von Geschichte, aus der sich das eigene Selbstverständnis speiste, wurde offensiv nach außen getragen. Sie wurde auf den Reichstagen, die als transnationale Austauschplattform fungierten, von hochgelehrten Diplomaten des Reiches sowie der benachbarten Territorien rezipiert, diskutiert und weitergetragen. Geschichtswissen gehörte dabei zum ›Standardrepertoire‹ der Gelehrten und Fürsten und wurde ganz in der Tradition Ciceros verwendet. Dieser postulierte in »De oratore«, man solle die Geschichte als Lehrmeisterin für das Leben (*magistra vitae*) ansehen und aus ihr lernen. Gleichzeitig diene Geschichte als Beispiel (*exemplum*). Eine gute Rede bedürfe nach Cicero solcher *exempla*, denn nur mit diesen würde ein Sachverhalt überzeugen. Sie dienten dazu, die Anschaulichkeit des Vortrags zu erhöhen und dadurch zum Erfolg zu gelangen.⁹⁰⁷ Das

904 Der etwa zwischen 1426 und 1430 als Sohn Ulrich Ebrans und seiner zweiten Ehefrau Elisabeth von Gumpenberg geborene Hans Ebran von Wildenberg kämpfte oft neben und für Herzog Ludwig. In Anerkennung dieser Dienste wurde ihm im Jahr 1462 die Ritterwürde verliehen. Im Jahr darauf wurde er herzoglicher Rat und Hofmeister der Herzogin Amalia in Burghausen. BayHStA NCB 82/2, fol. 16; vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 511. Vgl. Dirsch-Weigand 1991, S. 20–21; Ettelt-Schönwald 1999, S. 511–513; Hesse 2005, S. 810, Nr. 6767; Art. »Ebran, Hans von Wildenberg« von Peter Johanek. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 2. Berlin 1980, Sp. 307–308.

905 »Auch so hab ich die histori gesambt zu den löblichen, tugenthafn fürsten hertzog Ludwigs zeiten, der auch genannt ward der reich oder gros hertzog in Beirn, der mein herr gewesen ist. Dieser fürste was gar ein hochgepreister fürst in allem römischen reich.« Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 2–3.

906 Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 25–26.

907 In Ciceros »De oratore« heißt es: »Und die Geschichte vollends, die vom Gang der Zeiten Zeugnis gibt, das Licht der Wahrheit, die lebendige Erinnerung, Lehrmeisterin de Lebens, Kündlerin von alten

setzte Heimbürg wie viele Gelehrte seiner Zeit um: Geschichte war für ihn ein Arsenal von *exempla*, die man kennen musste und aus denen er schöpfte.

Nicht nur die Gelehrten Räte setzten sich aktiv mit Geschichte auseinander, sondern auch der Herzog selbst. Dass sich dieser mit Geschichte beschäftigte, betonte Martin Mair in der Eröffnungsrede der Ingolstädter Universität. Er sagte, Ludwig selbst habe Dekrete seiner Vorväter durchgesehen und der geschichtlichen Überlieferung überantwortet. Mair stellt Ludwig IX. damit als einen Herrscher dar, der die Biographien seiner Vorfahren sowie anderer Fürsten kannte und deren Handeln zur Richtschnur seines eigenen Handelns machte.⁹⁰⁸ Daran zeigt sich – glaubt man Mair – das aktive Interesse des Herzogs an Geschichte. Er war sich seines eigenen Status bewusst, verortete sich in einem historisch-dynastischen Rahmen und vergegenwärtigte sich diesen durch das Studium von Quellen. Vielleicht bemühte sich der Herzog, die Forderungen Piccolominis, mit dem er bekannt war,⁹⁰⁹ umzusetzen. Dieser hatte in seinen Briefen an König Ladislaus und Herzog Sigismund die beiden Fürsten dazu angehalten, aus Büchern zu lernen, weil diese alles Wissen, das ein guter Herrscher benötige, beinhalteten.⁹¹⁰

Diese verschiedenen Aspekte verweisen darauf, dass das Interesse an Geschichte im politisch-dynastischen Bereich nicht trennscharf von dem humanistischen zu unterscheiden ist. Dies wird in der Person Gregor Heimbürgs anschaulich. Einerseits war er herzoglicher Jurist und vertrat die Positionen seines Dienstherrn gegenüber anderen. Andererseits war Heimbürg aber auch ein, wie Kemper ihn beschrieb, ein »humanistischer Schriftsteller von Format«.⁹¹¹ In seiner Person verschwimmen die Grenzen zwischen machtpolitischem Diskurs und humanistischem Identitätsdiskurs: Die Geschichte wurde in beiden Diskursräumen ausgiebig als *magistra vitae* und Argument genutzt. Für Heimbürg war die Auseinandersetzung mit Geschichte aus humanistisch-gelehrter Perspektive eine identitätsstiftende Tätigkeit, die ihn als Teil einer intellektuellen Elite kennzeichnete. Entsprechend sind seine mit historischen Anleihen versehenen Reden Beleg und Ausweis seiner Gelehrsamkeit. Auf den Hof Herzog Ludwigs IX. bezogen wird deutlich, wie die Maximen dynastischer Reichspolitik und humanistischen Interesses vermischt wurden: Das Studium der Geschichte diente Fürsten und Räten dazu, eine eigene, die Geschichte referenzierende Identität zu entwickeln. Diese wirkte gegenüber anderen aus- und abgrenzend. Nach innen hingegen wirkte sie integrierend.

Zeiten, durch welche Stimmen, wenn nicht die des Redners, gelangt sie zur Unsterblichkeit?« (»Historia vero testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis, qua voce alia nisi oratoris immortalitati commendatur«), Cicero ed. Merklin 1978, S. 228–229.

908 »Nam cum sua Illustrissima dominatio sese ad ymagines maiorum conuertit / et patrum decreta per tot ducta viros ab origine gentis antike recenset ac memproe demandat.« München, BSB, Clm 443, fol. 107r-v, zit. nach Wiener 2013, S. 75.

909 Vgl. Märkl 2014.

910 Vgl. Anm. 116 und 388.

911 Kemper 1984, S. 17.

Die eigene Geschichte wurde somit zum integralen Bestandteil einer nach außen und innen gerichteten Politik, die das Ziel hatte, das Herzogtum zu konsolidieren. Die Geschichte wurde in diesem Ausandlungsprozess im Sinne Ciceros als Argumentationshilfe und Lehrmeisterin verwendet, um den *homo politicus* bei seinen Reden vor Gericht und in der Öffentlichkeit zu unterstützen.

Ein weiterer wichtiger Baustein dieser historisch begründeten Politik ist die bereits genannte Chronik des Hans Ebran von Wildenberg, die in der Forschung eingehend diskutiert wurde und als Werk einer ständischen, noch spätmittelalterlich geprägten Geschichtsschreibung bewertet worden ist.⁹¹² Diese Bewertung geht in Anbetracht der obigen Ausführungen fehl. Es wird nicht genügend bedacht, dass humanistisches und dynastisches Interesse an der Historiographie nicht trennscharf voneinander zu unterscheiden sind und sich vermischten, insbesondere in der Politik Herzog Ludwigs IX. Weil die Ebran'sche Chronik als spätmittelalterliches ständisches Geschichtswerk bewertet wurde, blieben humanistische Einflüsse unbeachtet. Wie innovativ die Chronik war, wird an der eigenen Bezeichnung Ebrans ablesbar: Er sieht sein Werk dezidiert nicht als Herrscherlob zum *gedechtnus* Ludwigs, sondern als *histori*. Im gesamten Werk wird das Wort *gedechtnus* nicht verwendet. Ebran versteht die von ihm niedergeschriebene Erzählung als wahrhaftige, auf Fakten und Quellen basierende Geschichte, welche der Legitimation der Wittelsbacher nach außen und innen dienen sollte. Der Autor der Chronik geht in dieser Hinsicht insofern noch einen Schritt weiter als der Humanist Gregor Heimburg, der in seinen Reden Geschichte als Argument verwendet, als Ebran das Territorium Bayern mit der Dynastie seines Herren, dem *haws Bavaria*, verknüpft.⁹¹³ Er verbindet die dynastische Legitimation in der Tradition Otto von Freisings und Andreas von Regensburgs mit humanistischem Forscherdrang, wie er selbst schreibt:

»[...] der stet und fürsten histori hab ich etwas berürt, sovil ich der funden hab, und der vil genomen aus der kronickn bischof Otten von Freysing, der am gesläch ein margraf von Österreich gewesen, so er gesambt und in 8 bücher geteilt [...] und auch aus etlichen andern büchern getzogen. Man findt auch vil geschrieben bei den hohen und mindern stiften im Beyrnland, damit dann der heilig cristen gelawben in dem haws Bavarie gepflantz ist von den fürsten von Beirn.«⁹¹⁴

912 Vgl. Johanek 1987, S. 313. Erst die 30 Jahre später verfasste Landesgeschichte des Johannes Aventin (1477–1534) sei als Beginn einer humanistisch-historiographischen Auseinandersetzung anzusehen. Vgl. weiterhin Art. »Ebran von Wildenberg, Hans« von Sigmund von Riezler. In: Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften, Bd. 42. Leipzig 1897, S. 498–499; Art. »Ebran, Hans von Wildenberg« von Peter Johanek. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 2. Berlin 1980, Sp. 307–312; Dicker 2009, S. 82–111; Johanek 2010; Schneider 2016; Schmid 2019, S. 117–190.

913 Vgl. Johanek 1987, S. 291–295; Schneider 2016, S. 173.

914 Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 1–2.

Dabei benennt Ebran seine Quellen und erläutert seine Methode, das Studium von Urkunden in den ›Archiven‹ der Klöster des Landes sowie deren Auswertung. Dafür reiste er selbst durch das Herzogtum, ähnlich den Bücherjägern des Konstanzer Konzils. Es ging ihm darum, in den Klöstern bislang unbekannte Dokumente zu finden. Selbst eine Bewertung dieser Arbeit findet sich in seinem Werk: »es [war] mir gar ein lustige und kurtzweilig arbeit«.⁹¹⁵ Die Forschungsarbeit war für Ebran nach seiner eigenen Aussage also keine Last, sondern er forschte aus eigenem Antrieb. Ihn erfüllte das Stöbern in den Klöstern mit Freude. Wenn er etwa Andreas von Regensburg anzweifelt oder selbst schlussfolgert, dass die römische Provinz Noricum das Bayern seiner Zeit umfasst habe,⁹¹⁶ dann beweisen diese Passagen, dass Ebran sich kritisch mit Geschichtsquellen auseinandersetzte. Weiterhin wird sein Interesse an Geographie greifbar: Der Abgleich von Noricum mit dem Territorium (Ober- und Nieder-)Bayerns zeigt, dass er sich der geographischen Verortung Noricums und Bayerns bewusst war und sie miteinander verband. Dieses Verhalten entspricht dem eines Forschers, der seine Quellen offenlegt, um größtmögliche Transparenz und Objektivität zu schaffen.

Neben den genannten Quellen nutzte Ebran eine von Friedrich Mauerkircher aus den Niederlanden importierte Propagandaschrift, die »Hystoria de comitatu hollandie«. In dieser wird der Erbstreit zwischen Jacobäa von Straubing-Holland (1401–1436) und Philipp III. von Burgund (1396–1467) dargelegt. Dass er dieses Werk als Quelle heranzog, ist beachtenswert, weil die »Hystoria« auf Latein verfasst war und Ebran kein Latein konnte – folglich arbeitete er nicht allein an seiner Chronik, war aber derjenige, der seinen Namen damit verband. Ebran dürfte bei seinen Quellenstudien also auf Gelehrte angewiesen gewesen sein. Möglicherweise verbirgt sich hinter einem der »zwei[...] gelehrten briestern«, die er als Helfer im Vorwort der Chronik benennt, Mauerkircher, denn dieser brachte ihm Quellenmaterial nach Landshut, konnte Latein und war Kleriker.⁹¹⁷

Bereits der Fall Ebrans zeigt, dass sich nicht nur die oberste Elite des Hofes mit Geschichte auseinandersetzte. Darüber hinaus wurden in nächster Umgebung des Hofes Chroniken Herzog Ludwigs IX. verfasst. Sie dokumentieren das Interesse einer breiteren Schicht von (Nieder-)Adeligen an der Geschichte und, oftmals damit verbunden, der Geographie. Eine der bekanntesten und durch Klaus Graf eingehend beforschten Chroniken ist die sogenannte »Schwäbische Chronik« des Thomas Lirer, angefertigt

915 Ebd., S. 2.

916 Über die Nachfolger der angeblichen Armenier Boamandaus und Ingeramandus schreibt Andreas von Regensburg, er habe diese nicht finden können. Dies kommentiert Ebran: »ich halts dafür, das bruder Andre des nit wissen gehabt, das die Rämer aus irer macht und gewalt die landt in Germani besetzt haben mit landtfögten, geborn Römer.« Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 17, 36; Moeglin 1988, S. 49.

917 Vgl. Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 2. Ein Beispiel für die Hilfe der Kleriker ist zum Beispiel auch die Erklärung des Zweitnamens Silvius, den der Sohn des Aeneas trug. Ebran übersetzt ihn als »wäldisch« und begründet ihn mit der Erziehung des jungen Aeneas durch seine Mutter im Wald. Ebran von Wildenberg ed. Roth 1905, S. 11.

nach 1462 / um 1485.⁹¹⁸ Sie entstand im Umfeld Haugs XIII. von Montfort⁹¹⁹ und wurde 1485 bei Konrad Dinckmut in Ulm gedruckt. Gemeinsam mit seinen Brüdern sowie seinen Schwägern gestaltete Haug XIII. von Montfort die Politik des Herzogtums in den 1460er Jahren maßgeblich mit.⁹²⁰ In dieser von der germanistischen und geschichtswissenschaftlichen Forschung kontrovers diskutierten Chronik wird eine Verknüpfung zwischen dem Adelsgeschlecht Montfort und der Region Schwaben hergestellt.⁹²¹ Diese Intention wird bei der Illustration der Chronik augenfällig, denn immer wieder wird das Wappen der Montfort in die Holzschnitte integriert. Es wirkt, als würde Schwaben ein Stempel aufgedrückt (vgl. Abb. 144).

Es war nicht Ziel des Autors, eine satirische Parodie auf zeitgenössische Chroniken zu verfassen, wie Steinmetz argumentiert,⁹²² sondern eine schwäbisch-montfortische Identität zu konstruieren, welche an den Herrschaftsraum Schwaben gebunden ist. Sicherlich ist dieses Werk zu einem Großteil fiktiv, wie bereits Zeitgenossen bemerkten.⁹²³ Unabhängig vom Wahrheitsgehalt spricht aus der Chronik ein Bedürfnis nach Legitimation der montfortischen Herrschaft und Bildung einer gewissen schwäbischen Identität, ganz so, wie es bei den bayerischen Chroniken der Fall ist, welche das *haws zu Bairn* beschreiben. Gestützt wird dies durch eine Äußerung Konrad Peutingers über den mutmaßlichen Auftraggeber der Lirer'schen Chronik, Haug XIII. von Montfort. Er schrieb 1537 über diesen:

»Ich hab von weilundt meinem lieben herrn Jörgen Gossembrot⁹²⁴ gehört, das der alte grave Haug vom Montfort [...] sich oft beruhmt, er hette zwo truhen in seinem schloss zuo Rottenfels mit alten brieven von Augspurg, daraus etlich geschlecht hatten ir alt herkommen, als wol als etlich graven mögen anzaigen, aber dasselb schloss sambt den brieven ist verbronnen.«⁹²⁵

918 Die Identität des Thomas Lirer ist in der Forschung umstritten. Vgl. hierzu Burmeister 1976; Art. »Lirer, Thomas« von Klaus Graf. In: Neue deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 14. Berlin 1985, S. 680–681.

919 Noch vorsichtig formulierte dies Klaus Graf 1987, vgl. Graf 1987, S. 155 mit Anm. 3. Zu diesen Hinweisen passt der Montfort-Werdenberg-Altar, der sich in ganz ähnlicher Weise wie die Chronik mit modernen Debatten auseinandersetzt, ohne aber dezidiert humanistisch zu sein.

920 Vgl. Kap. 2.3.1.

921 Vgl. Graf 1987; Steinmetz 2012, S. 190–209.

922 Vgl. Steinmetz 2012, S. 209.

923 Felix Fabri (1438–1502) widerlegte Teile der Darstellung der »Schwäbischen Chronik«; Fabri schrieb sogar in der »Historia Suevorum« eine neue, revidierte Zusammenfassung der historischen Begebenheiten. Dennoch war die »Schwäbische Chronik« bis in das 17. und 18. Jahrhundert wirkmächtig und wurde als historische Quelle rezipiert. Zum Wahrheitsgehalt der Lirer'schen Chronik vgl. Graf 1987, S. 48–50, 93; Steinmetz 2012, insbes. S. 191; Joos 2018, S. 26–28.

924 Peutinger meint Georg Gossembrot (1445–1502), den Bruder Sigismund Gossembrots und Financier Herzog Sigismunds von Tirol. Vgl. zu diesem Wiesflecker 1986, S. 240–244.

925 Gemeint ist der Schlossbrand 1463 in Rothenfels. Vgl. den Briefwechsel bei Peutinger ed. König 1923, Brief Nr. 294, S. 485–486; Joos 2018, S. 29.

An dieser Äußerung, die 80 Jahre nach dem Brand des Rothenfelder Schlosses getätigt wurde, zeigt sich das persönliche Interesse und Engagement Haugs an der eigenen (Familien-)Geschichte. Er arbeitete mit alten Briefen und Urkunden, um aus diesen die Verbindungen der einzelnen Familienzweige zu rekonstruieren. Dies war für das späte 15. Jahrhundert innovativ, da man gemeinhin »in Verwandtschaft (vettern) und nicht in Briefen und Urkunden« lebte und nicht schriftliche Quellen, sondern oral tradierte Verwandtschaften als real ansah.⁹²⁶ Auch hier wird das für die herzogliche Chronistik herausgearbeitete Motiv der Verknüpfung von (gelehrtem) Studium der Geschichte und dynastischem Legitimationsstreben offenkundig. Dabei ist es unerheblich, dass Zeitgenossen manche Passagen der Chronik kritisierten und sogar mit Belegen als inhaltlich falsch brandmarkten, wie etwa Felix Fabri.⁹²⁷ Für die Intention und Rezeption des Werkes war dies unerheblich, da es um eine literarisch überhöhte Darstellung der eigenen Familiengeschichte unter Einbeziehung der Geschichte ging sowie darum, unter Beweis zu stellen, welche Topoi dem Schreiber und seinem Auftraggeber bekannt waren.

In diesem Spannungsfeld von Herrschaftslegitimation und Identitätsbildung ist eine zweite umstrittene Chronik aus dem Hofumfeld zu verorten: die des Wenzel Gruber über die Familie Trenbeck, welche, überschrieben mit »Khurtzer begriff des herkhommens, lebenns unnd thuen des allten, edln unnd rittermessigen geschlechts der Trenbeckhen von Trenbach etc.«, bis in die Zeiten des Passauer Bischofs Urban von Trenbach (1525–1598) weitergeführt wurde.⁹²⁸ Die Trenbecks bekleideten über Jahrzehnte hochrangige Ämter am Hof Ludwigs IX. So war Johann (Hans) Trenbeck Hofmeister Ludwigs sowie Pfleger zu Ötting und Traunstein. Seine Söhne Ortolf der Ältere und Thomas waren als Räte bestallt und wirkten als Landschreiber zu Burghausen und Pfleger zu Ötting (Ortolf) sowie als Kastner zu Landshut (Thomas). Wilhelm Trenbeck, der Sohn Ortolfs des Älteren, war als Rat, Stadtrichter und Pfleger zu Geisenhausen bestallt.⁹²⁹ Über die Stellung der Familie bei Hof gibt zudem der Ehrenbrief des Münchner Patriziers Jacob Püterich an Pfalzgräfin Mechthild (1419–1482) Aufschluss. Darin zählt dieser die Trenbachs zu den wichtigsten Familien des Landes. Gleichzeitig werden sie hier als turnierfähig charakterisiert, sodass sie dem (höheren) Niederadel zuzurechnen sind.⁹³⁰

926 Joos 2018, S. 31.

927 Vgl. Graf 1987, S. 48–49; Steinmetz 2012, S. 193.

928 Das einzige bekannte Exemplar der Chronik wird im Niederösterreichischen Landesarchiv in St. Pölten unter der Signatur HS StA 0327, fol. (I)r–261v verwahrt.

929 Johannes (Hans) Trenbeck (+ 1468) soll 115 Jahre alt geworden sein. Vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 503–504; Erhard 2009, S. 56–57.

930 Zum Ehrenbrief vgl. Graf 2015. Eine Abschrift befindet sich in der Bayerischen Staatsbibliothek (Cgm 9220).

Die Chronik ist in der Forschung aus verschiedenen Gründen umstritten, unter anderem weil ihr Autor durch Quellen nicht zu greifen ist.⁹³¹ Lediglich im Werk selbst sind Informationen über Gruber enthalten: Er sei seinem Herrn Ortolf von Trenbeck dem Älteren in die Gaminger Kartause gefolgt, jedoch nicht dort geblieben. Stattdessen sei er nach Rom gereist, um Dispens zu erbitten, da er sich in Salzburg zum Priester habe weihen lassen wollen. Mit Hilfe Ortolfs sei er schließlich als Mönch in die Abtei Scheyern eingetreten, wo die Chronik entstanden sein soll.⁹³² Der Auftraggeber soll der Hofmeister Ludwigs IX., Johannes (Hans) Trenbeck gewesen sein. Frühe Landeshistoriker wie Wiguläus Hundt (1585) kannten die Trenbeck'sche Chronik und rezipierten sie in ihren eigenen Geschichtswerken. Die Angaben Grubers erschienen glaubhaft, auch, dass bereits um 1460 eine Familie ihre eigene Familienchronik niedergeschrieben haben soll.⁹³³

In den letzten Jahren wurde die Chronik des Wenzel Gruber in Frage gestellt; so sieht Klaus Graf das Werk als fiktiv an. Weder passe die Herausstellung des Ich-Erzählers in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts noch das kunstvolle Arrangieren ins 15. Jahrhundert allgemein. Darüber hinaus sei die Vita des Wenzel Gruber nicht zu belegen, insbesondere nicht in den »Romana Repertoria online«. Graf vermutet stattdessen, die fiktive Chronik sei ein Werk aus dem Umfeld des Bischofs von Passau Urban von Trenbach, eines gelehrten Humanisten.⁹³⁴ Dem muss man sich anschließen: Es gab keine Chronik Wenzel Grubers. Hätte sich der Erfinder dieser gefälschten Chronik, Urban von Trenbach, dafür entschieden, das korrekte Entstehungsjahr um 1565 anzugeben, wäre diese im Vergleich mit anderen bayerischen Adelsgeschlechtern nicht weiter bemerkenswert. Eine Trenbeck'sche Chronik hätte sich nahtlos in die Reihe der im 16. Jahrhundert entstandenen bayerischen Familienchroniken eingefügt.

Warum ist diese Chronik dann hier relevant? Diese Rückdatierung ist bemerkenswert, weil sie ein adeliges Selbstverständnis offenlegt, das sich aus der Geschichte speist. Wenzel Gruber schreibt selbst, es gehe ihm um »Goethet, Förderung vnnd Beistandt«. ⁹³⁵ Es muss Urban von Trenbach sehr wichtig gewesen sein, die eigene Familiengeschichte

931 Vgl. Graf 2015. Auch Frank Fürbeth schloss sich jüngst der skeptischen Haltung gegenüber der Chronik an. Vgl. Fürbeth 2020, S. 461, Anm. 30.

932 Art. »Gruber, Wenzel« von Frieder Schanze. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 3. Berlin 1981, Sp. 285–286; Erhard 2009, S. 55–56.

933 Wiguleus Hundt schreibt: »Es hat Ainer Wernzl grueber, welcher Lannge Zeit Herr Hannsen Trenbeeckhen Ritter Diener gewesen nachmahls Ain Münch zu Scheuryn worden, von heerkhommen der Trenbeckhen und Iren stammen nach länngs geschriben, aber wie ime der hochwürdig Fürst mein gnediger herr Bischoff Urban zu Passau ain geborner von Trenbach, selb Angezeigt, ist solches werkh gar falsch und Irrig, ich khan auch sein Anzaigen bei Andern geschlechtern und stamen gar nit finden, darumb so laß ich in seinem Werth beruehen, und sez hernach was ich von disem stammen gelesen und gefunden.« Hundt 1830, S. 719.

934 Vgl. Graf 2015.

935 Schanze 1981, S. 285–286.

festgehalten zu wissen und bewusst den Eindruck zu erwecken, dass dies zu einem äußerst frühen Zeitpunkt geschehen war. Dies spricht für das Ansehen Herzogs Ludwig IX. und die Bedeutung seines herzoglichen Hofes noch fast 100 Jahre nach seinem Tod – umso mehr, wenn eine Chronik des 16. Jahrhunderts es als plausibel ansieht, dass an diesem Hof ein Höfling eine derartig gelehrte Chronik verfasste.

Die Fiktion der Chronik sollte nicht so interpretiert werden, dass dem Niederadel, für den die Trenbecks stellvertretend stehen, die Auseinandersetzung mit Geschichte am Hof Herzog Ludwigs IX. unbekannt war. Auch sie verfügten über eine gewisse Bildung und entwickelten ein Interesse an den Diskursen der Gelehrten Räte. Den Trenbecks beispielsweise können mehr als 30 Handschriften zu juristischen, vor allem aber historischen und geographischen Themen zugeordnet werden, darunter etwa ein Exemplar von Bernhard Breidenbachs »Peregrinatio ad terram sanctam« in einer Ausgabe des Augsburger Druckers Anton Sorg von 1488.⁹³⁶ Manche Familienmitglieder, wie Ortolf der Ältere, traten selbst als Autoren auf. Die literarischen Ambitionen sowie das bewusste Ankaufen und Aneignen bestimmter Buchinhalte durch die beiden Ortolfen sind als Ausdruck der eigenen Standesrepräsentation zu sehen. Die Auseinandersetzung mit Geschichte geht darüber hinaus, Chroniken zu verfassen, und ist am Landshuter Hof auch jenseits der Gelehrten Räte als verbreitet anzusehen.

Dies zeigt sich auch abseits der niederadeligen Chroniken und Buchbesitze, denn es findet sich eine Vielzahl unterschiedlichster Zeugnisse im direkten Umfeld des herzoglichen Hofes, die das Aufkommen einer Beschäftigung mit Geschichte dokumentieren. Der Gattung Chronistik ist etwa die von Petrus Mornauer begonnene und von seinem Sohn Alexander fortgeführte Landshuter Ratschronik zuzurechnen.⁹³⁷ In diesem Werk, das ursprünglich als reines Protokoll angelegt war, ist eine Evolution nachvollziehbar: Im Verlauf der Jahrzehnte entwickelte sie sich von einer Auflistung der (Stadt-)Ratsmitglieder hin zu einem chronikalischen Werk, in welchem zunehmend aktuelles Tagesgeschehen vermerkt und später, unter Hans Vetter, auch kommentiert wurde. Die Entwicklung der Protokolle zu einer Chronik macht deutlich, wie sich die Wahrnehmung und das Bewusstsein für die eigene Geschichtlichkeit veränderte. In die gleiche Richtung deutet eine Reihe von gegenwartsbezogenen Dokumentationen, die in den 1470er Jahren entstanden. So wurde eine Vielzahl von Berichten über die Amberger (1474) und die Landshuter Hochzeit (1475), teils auf explizites Verlangen von Teilnehmenden, angefertigt.⁹³⁸

936 Die Trenbecks liegen mit ihrer Büchersammlung im Durchschnitt des Niederadels im ausgehenden 15. Jahrhundert, der nach Fürbeth bei 30 Büchern anzusetzen ist. Vgl. Fürbeth 2020, S. 470. Zu den Büchern der Trenbeck vgl. Steer 1981, S. 259; Erhard 2009, S. 50; Curschmann 1993, S. 185–186.

937 Zu Petrus und Alexander Mornauer vgl. ausführlich die Darstellung in Kap. 3.6.2. Zur Chronik vgl. Dicker 2009, S. 409–410; Art. »Landshuter Ratschronik« von V. Zapf. In: Deutsches Literatur-Lexikon – das Mittelalter, hrsg. von Wolfgang Achnitz, Bd. 3. Berlin 2011, S. 796–798.

938 So etwa der Bericht, den Hans Seibolt für Thoman Jud anfertigte (BSB Cgm 331). Jud hatte selbst an den Feierlichkeiten teilgenommen. Möglicherweise handelte es sich bei der Handschrift, in welcher

Aus diesen spricht das zeithistorische Bewusstsein ihrer Verfasser. Sie dokumentieren ihre subjektive Wahrnehmung und Prioritätensetzung, bemühen sich aber nicht um eine Objektivierung im Sinne eines historiographischen Werkes, das aus einer humanistischen Geisteshaltung heraus entstanden wäre. So zeigt etwa der Bericht des Hans Seibolt über eine Landshuter Hochzeit eine deutliche Fokussierung auf die organisatorischen Abläufe der Feierlichkeiten. Dafür wurden, wie Deutinger und Paulus herausarbeiteten, auch verschiedene Verwaltungsdokumente wie Anweisungen, Gästelisten und Rechnungen herangezogen. Jedoch fehlen Hinweise, dass der Bericht als historiographisches Werk gedacht war.⁹³⁹

Die Auseinandersetzung mit Geschichte in Form von Chroniken war nicht auf die Dynastie der Wittelsbacher und adelige Familien am Hof Ludwigs IX. beschränkt. An den mit Landshut verwandtschaftlich verbundenen Höfen in Heidelberg und München setzte man sich ebenso aktiv mit Geschichte auseinander. In Heidelberg verfasste der Kaplan Matthias von Kemnat seine Chronik über Friedrich I. den Siegreichen, Pfalzgraf bei Rhein (1475/76),⁹⁴⁰ während der Patrizier Ulrich Füetrer zwischen 1478 und 1481 am Hof Herzog Albrechts IV. eine »Baierische Chronik« schrieb. Diese Werke müssen im Kontext von Ebrans Chronik gelesen werden: Ebran verwies etwa auf Kemnat für weitergehende Informationen, während Füetrer sich des Werkes Ebrans bediente. Alle drei Chroniken zielen in ihrer Programmatik auf die Würde und Legitimation des *haws Bavaria* ab. Die Beschäftigung mit der Geschichte der eigenen Dynastie hatte bei allen Wittelsbacher Familienzweigen einen hohen Stellenwert und ihre Angehörigen unterstützten sich durchaus auch gegenseitig bei ihren genealogischen Recherchen. Es bestanden kontinuierlich Austausch- und Transferprozesse, die durch die Verweise in den drei Geschichtswerken verschriftlicht wurden.

Die äußere Form der Chronik war für diese Geschichtsauseinandersetzung nicht zwingend, wie das Beispiel des Augsburger Bischofs Johann von Werdenberg zeigt. An dessen Hof wurde auf seine Initiative eine »Series episcoporum Augustensium« begonnen. Er selbst verfasste ein Memorienbuch, in welchem er seine eigene Tätigkeit als Bischof festhielt. Ein Impulsgeber für Werdenberg war hierbei unter Umständen der Einsiedler-Historiograph Albrecht von Bonstetten, mit welchem der Bischof verwandt war und mit dem er in regem Kontakt stand. Bonstetten tat sich selbst als Geschichtsschreiber hervor und verfasste unter anderem eine Geschichte der Eidgenossenschaft (»Superioris Germaniae confederationis descriptio«, 1479) sowie eine Darstellung der Burgunderkriege (1477, 1479).⁹⁴¹ Bei diesen Projekten ging es ihm offensichtlich nicht

der Bericht enthalten ist, um ein nachträgliches Hochzeitsgeschenk Juds an Herzogin Hedwig und Herzog Georg. Vgl. Bauer 2016, S. 487; Deutinger / Paulus 2017, S. 31.

939 Ebd., S. 32–33.

940 Zu Matthias von Kemnath vgl. Studt 1992, S. 15–45; Probst 1994.

941 Vgl. Zoepfl 1949, S. 681–683.

5.1 Das Geschichtsstudium als identitätsstiftendes Moment



Abbildung 148. Hans Peurlin d.M., sogenanntes Hartmann-Denkmal, darunter barocke Gedenkplatte, Sandstein, um 1485 und 1743. Ehemaliges bischöfliches Schloss, Dillingen

nur um Identitätsbildung und -legitimation, sondern um eine direkte Einordnung der eigenen Person in ein bestimmtes Bezugssystem. Im Falle Werdenbergs war das Bezugssystem die Bischofsreihe, in welche er sich einfügte und in welcher er sich verortete.

Sein Streben nach Einordnung und Verortung wird im sogenannten Hartmann-Denkmal sichtbar, das Werdenberg für seinen Vorgänger Hartmann von Dillingen († 1286) im Dillinger Schloss errichten ließ (Abb. 148).⁹⁴² Das um 1485 von Hans Peurlin ausgeführte Werk zeigt die beiden Bischöfe kniend, die hochmittelalterliche Burg

⁹⁴² Unterhalb der Bischöfe ist in humanistischer Kapitalis folgende Inschrift angebracht: »VIRGO DECUS COELI MISERIS SPES VNICA SALVE ATQUE ARCEM HANC / SERVES TEMPUS IN OMNE TIBI QUAM PATER ET GNATUS HARTMANNVS / VTERQVE DAMVS SIT PRESUL IN HAC TVTVS QVI TVA TEM- PLA REGIT«. Die bei Liedke angegebene Inschrift enthält mehrere Fehler. Vgl. Liedke 1987, S. 24.

Dillingen flankierend. Über ihnen ist Maria im Strahlenkranz dargestellt, ihre abgängige Krone wird von zwei Engeln gehalten. Durch die gleiche, ebenbürtige Darstellung der Bischöfe, die einander gegenübergestellt werden, zieht Werdenberg die Traditionslinie von Hartmann bis zu sich selbst. Die Auswahl Hartmanns ist nicht zufällig: Er galt als Förderer der Klöster und Spitäler, der die Neuansiedelung von Franziskanern, Dominikanern und Karmelitern im Bistum betrieb. Gleichzeitig setzte er sich vehement für eine Reform bestehender Klöster wie etwa St. Ulrich und Afra ein. Auch die Burg Dillingen wurde unter ihm erweitert und umfassend umgebaut.⁹⁴³ Johann von Werdenberg knüpfte an das Vorbild Hartmanns an: Er setzte sich für die Klosterreform ein und stellte sich als zweiter *fundator* der Dillinger Burg dar. Das Denkmal verweist auf das Geschichtsbewusstsein des gelehrten Bischofs und trägt es nach außen. Die Beschäftigung mit Geschichte manifestiert sich somit nicht nur im gesprochenen und geschriebenen Diskurs, sondern auch in den Künsten.

Die obigen Ausführungen dazu, wie Geschichte am Landshuter Hof verstanden, in welcher Form sie sich angeeignet und wie gelehrtes Wissen als Reaktion darauf in Chroniken und andere historiographische Werke übersetzt wurde, zeigen, dass die Auseinandersetzung mit Geschichte vielfältige Erscheinungsformen annahm. In Landshut entstanden historiographische Werke, die es sich zur Aufgabe machten, historische Ereignisse und Entwicklungen auf Grundlage von Quellenstudien darzustellen und die eigene Zeit historisch einzuordnen. Ziel dieser Abhandlungen war es, die eigene Herkunft mit historischer Authentizität zu unterlegen. Es handelt sich um Zeitdokumente, die entstanden, weil ihre Autoren beziehungsweise Auftraggeber die eigene Gegenwart als geschichtswürdig ansahen. Dies zeugt von einem neuen Geschichtsbewusstsein. Insbesondere die *historia* über weit zurückliegende Ereignisse wurde dazu genutzt, politische Argumente zu entwickeln, aus welchen rechtliche Befugnisse beziehungsweise Handlungen abgeleitet wurden. Die zeitgenössische Stellung der bayerischen Herzöge, der (Nieder-)Adeligen sowie der Städte wurde durch diese *historia* legitimiert und aus einem bestimmten ›Erinnerungsraum‹ heraus dargestellt.⁹⁴⁴

Am Landshuter Hof begann man etwas später als in Italien, sich mit der antiken wie auch der eigenen Geschichte zu befassen.⁹⁴⁵ Der Transfer über die Universitäten etwa ab den 1450er Jahren erscheint plausibel und könnte die zeitliche Diskrepanz erklären. Die obigen Ausführungen zeigen, dass die Geschichtsschreiber und Gelehrten am niederbayerischen Herzogshof dem ciceronianischen *historia*-Verständnis folgten. Sie nutzten Geschichte als politisches Argument sowie zur Standeslegitimation. Dennoch

943 Zur historischen Person Hartmanns von Dillingen vgl. Laye 1973, S. 96–97; Art. »Hartmann, Graf von Dillingen« von Manfred Weitlauff. In: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches, hrsg. von Erwin Gatz, unter Mitarbeit von Clemens Brodkorb, Bd. 1. Berlin 2001, S. 9–12. Zur Baugeschichte vgl. Schromm/Zeune 2017.

944 Vgl. Müller 1982, S. 88; J. Assmann 1992, S. 230–231.

945 Burckhardt ed. Rehm 1860/2014, S. 269–274.

werden zwischen den verschiedenen historiographischen Werken Unterschiede erkennbar. Dies ist den verschiedenen Bezugssystemen der einzelnen sozialen Gruppen sowie divergierenden Intentionen geschuldet. Allen diskutierten Rezeptionsformen von Geschichte ist eigen, dass es darin um die Konstituierung einer eigenen Identität geht. Dies wird gerade in denjenigen Werken deutlich, deren Realismus zweifelhaft ist. In der geschichtswissenschaftlichen Forschung wurde wiederholt betont, dass es sich bei den Schriften Hans Ebrans von Wildenbergs, Thomas Lirers und Wenzel Grubers nach heutigen Maßstäben nicht um quellenkritische Auseinandersetzungen mit Geschichte handelt.⁹⁴⁶ Durch ihre legendären Verortungen und ihre Rahmenbezüge wird offensichtlich, dass es Ziel der Autoren war, historische Anknüpfungspunkte zwischen biblisch-römischer Antike und nordalpiner Gegenwart zu schaffen. Jedoch setzten die Schreiber je nach ihrer Adressatengruppe unterschiedliche Schwerpunkte und bedienten sich entsprechender ›Erinnerungsräume‹. So nutzte etwa der gelehrte Schreiber neben antiken Quellen altertümliche (im Sinne von mittelalterlichen) Darstellungen, auf deren Grundlage er ein eigenes Werk erschuf, das innerhalb seines Adressatenkreises verstanden wurde.⁹⁴⁷ Daher verwundert es nicht, dass es keine Referenzen zwischen den verschiedenen Formen von Geschichtswerken und deren Rezipientengruppen gibt. Diese kann es nicht geben, denn der dynastisch denkende Ratshumanist schrieb nicht für den städtischen Humanisten und der ›Klosterhumanist‹ nicht für den Hof. Folglich entwickelten sich parallel verschiedene Geschichtserzählungen, die innerhalb ihres Bezugs- und Rahmensystems rezipiert und als wahrhaftig angesehen wurden.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität

Die Auseinandersetzung mit Geschichte war ein elementarer Bestandteil des universitären Curriculums, aber auch des höfischen Lebens im Umkreis Herzog Ludwigs IX. von Bayern-Landshut. Dies entspricht dem Befund der kunsthistorischen Forschung, die historisierende Tendenzen in den Künsten des ausgehenden 15. Jahrhunderts ausmacht. Dabei wurde ein Zusammenhang zwischen der sich intensivierenden Auseinandersetzung

946 Joachimsohn hält fest, dass die (spät-)mittelalterliche Form der Geschichtsschreibung erst dann überwunden wird, »wenn die Betrachtung der Taten eines Fürsten zu Erwägungen politischer oder psychologischer Natur, die Darstellung der Stadt- oder Landesgeschichte zum Nachdenken über die natürlichen Gründe ihrer Entwicklung führt«. Joachimsohn 1910, S. 13. Dieser Ansicht schloss sich u. a. Graus an: »Für die Geschichtsschreibung des Spätmittelalters ist wohl das starke quantitative Auswachsen, der Versuch der Systematisierung und der Evidenz, die bewußte Einbeziehung der Zeitgeschichte (ihr ›Präsentismus‹) und vor allem die ›kritisch‹-gelehrte Entdeckung einer fernerer Vergangenheit bezeichnend. Diese Entdeckungen können nur mit Hilfe des Rückgriffs auf schriftliche Vorlagen (›Quellen‹) geschehen – sie sind daher ein der Historiographie vorbehaltenes Vorgehen.« Graus 1987, S. 54–55.

947 Halbwachs spricht von gemeinsamen ›Sprachsystemen‹, die eine bestimmte Menschengruppe auszeichnet. Dieses Konstrukt kann auch auf den Erinnerungsschatz übertragen werden. Vgl. Halbwachs 1985, S. 363–365.

mit Geschichte und sogenannten retrospektiven Tendenzen in Malerei und Architektur herausgearbeitet. Eines der zentralen Verdienste dieser kunsthistorischen Forschungen ist es, aufzuzeigen, dass ein dezidiertes Bewusstsein für verschiedene Stile und ihre ideengeschichtlichen Implikationen anzunehmen ist. Dieser Pluralismus wurde einem gelehrten Publikum angeboten, welches die Bedeutung verschiedener Stile beziehungsweise Stilstufen nebeneinander lesen konnte.⁹⁴⁸ Bisher fehlt eine systematische Untersuchung für einzelne Territorien des Reiches hinsichtlich des Zusammenhangs von gelehrter Beschäftigung mit Geschichte und retrospektiver Architektur.⁹⁴⁹ Die Ausführungen zum aufkommenden Geschichtsstudium und der zunehmenden Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte bieten nun die Möglichkeit, dieses Desiderat für den Herzogshof Ludwigs IX. von Bayern-Landshut zu füllen.

Ausgangspunkt ist die obige Feststellung, dass die Gelehrten zwei historische Zeiträume verstärkt in den Blick nahmen: die (spät-)römische Antike sowie eine neu entdeckte germanische Antike. Daran schließt die Frage an, wie das Studium dieser beiden historischen Referenzpunkte in der materiellen Kultur des Landshuter Hofes rezipiert wurde. Es wird als These formuliert, dass die Auseinandersetzung mit der (Spät-)Antike beziehungsweise der Zeit Karls des Großen dazu führte, dass (vor-)romanische Bauformen, wie sie dem Landshuter Herzogshof im eigenen Territorium vor Augen standen, aufgegriffen wurden. Der Diskurs um die »Germania« des Tacitus hingegen wurde durch das neuartige Astwerk visualisiert. In Ermangelung von manifesten (Bau-)Zeugnissen der germanischen Zeit wurde auf Grundlage antiker Texte, vorrangig aber des Tacitus, ein neues Ornament ersonnen. Die Geschichtsrezeption hatte somit verschiedene materielle Konsequenzen, die zur Herausbildung verschiedener Stilmodi führten: einerseits einer als klassische Antike verstandenen Romanik und andererseits des Astwerks, das als Symbol für die germanische Antike gewählt wurde. Wie darzulegen ist, erklärt sich die Verwendung dieser beiden Modi aus den herausgearbeiteten Schwerpunkten der Auseinandersetzung mit Geschichte: Standeslegitimation und Identitätsbildung. Dass bestimmte historisierende Ornamente und Bauformen aufgegriffen wurden, ist dabei auf Grundlage seiner identitätsstiftenden Bedeutung einzuordnen. Hier wird eng an Jan Assmann angeknüpft, der aufzeigte, dass die Beurteilung einer »kulturellen Formation« – in diesem Fall: die Bauform oder das Ornament – auf ihrer intendierten integrativen oder distinktiven Wirkung beruht.⁹⁵⁰ Romanisierende

948 Wegweisend waren hier die Beiträge zu den »Wege[n] der Renaissance«, hrsg. von Nußbaum/Euskirchen 2003, sowie davon ausgehend die Arbeiten von Stephan Hoppe. Bereits 2000 skizzierte Günther in einem Essay das Paradox, dass die nordalpine Architektur bis weit in das 16. Jahrhundert in mittelalterlich-gotischen Formen verharrte, während die Malerei früh im 15. Jahrhundert Elemente der italienischen Renaissance übernahm. Vgl. Günther 2000, hier S. 50.

949 Hoppe verwies darauf, dass es Indizien für diesen Zusammenhang bspw. in Nürnberg und Landshut gebe. Vgl. Hoppe 2018, S. 548.

950 Vgl. J. Assmann 1992, S. 153.

Bauformen können entsprechend als integrativ verstanden werden, das germanische Astwerk als distinktiv.

Nachfolgend werden diese beiden Rezeptionsarten im Herzogtum Bayern-Landshut untersucht. In einem ersten Schritt werden zunächst romanisierende Bauformen analysiert. Dabei wird zwischen zwei Auftraggebern unterschieden, dem herzoglichen Hof und den Klöstern. Herzog Ludwig IX. und, seine Pläne fortführend, Herzog Georg IV. greifen in ihren Residenzbauprojekten immer wieder auf romanisierende Formen zurück. Dies geschieht, wie zu zeigen ist, um die innere Einheit des Territoriums und die Anciennität des Geschlechts zu kommunizieren. Den ideell-historischen Überbau dazu bildet Hans Ebran von Wildenbergs »Chronik von den Fürsten aus Baier«, die parallel zu den Schlössern geschrieben wurde. Die Klöster hingegen greifen romanisierende Formen im Kontext der Reform auf. Anhand von drei Konventen wird aufgezeigt, wie die in einer spirituellen und wirtschaftlichen Krise befindlichen Klöster durch den Um- und Neubau der Klosteranlagen sowie den Aufbau von Klosterbibliotheken ihre Legitimität neu begründen. Als *spiritūs rectores* können Äbte identifiziert werden, aber auch Bischöfe und nicht zuletzt Herzog Ludwig, der sich immer wieder für die Reform einsetzte.

In einem zweiten Schritt wird das Astwerk behandelt, das überall im Herzogtum Verwendung fand. Da die Entstehung des Astwerks in der kunsthistorischen Forschung nach wie vor nicht befriedigend erklärt werden konnte, wird darauf ein besonderer Fokus gelegt und dessen Aufkommen mit Diskussionsforen⁹⁵¹ der taciteischen »Germania« in Verbindung gesetzt. Als erstes Forum wird der Aufenthalt eines päpstlichen Bucharagenten in Augsburg analysiert. Ein zweiter möglicher Anlass für die Entstehung des Astwerks könnte der Briefwechsel zwischen dem herzoglichen Rat Martin Mair und Enea Silvio Piccolomini gewesen sein. Als drittes Forum wird der große Christentag in Regensburg 1471 diskutiert. Dabei wird gezeigt, wie die Entdeckung der »Germania« und die folgende Debatte über sie immer wieder am Landshuter Hof thematisiert und schließlich in Form des Astwerks visualisiert wurde.

5.2.1 Die römische (Spät-)Antike als Referenzpunkt

Das heutige Niederbayern ist reich an Architekturen des 15. Jahrhunderts, die eine Art »Erinnerungsspeicher« des goldenen Zeitalters der reichen Herzöge von Bayern-Landshut bilden.⁹⁵² Doch bereits in ihrer Entstehungszeit fungierten sie als »Erinnerungsspeicher« für vergangene Zeiten, denn durch die historisierenden, großteils

951 Der Begriff des »Diskussionsforums« wurde gewählt, um die Funktion von Reichstagen als Austauschplattform und Handelsplatz für Ideen zu betonen. Gleichzeitig bringt er den exklusiven Charakter zum Ausdruck, den ein solcher Austausch trotz der großen Anzahl an Teilnehmenden hatte.

952 Der Begriff geht zurück auf den Titel der Ausstellung »Das goldene Jahrhundert der Reichen Herzöge« in Landshut im Jahr 2014. Vgl. hierzu Ausst. Kat. Landshut 2014.

romanisierenden Architekturformen verwiesen sie auf noch weiter zurückliegende Epochen. Diese zumeist gebauten, teils gemalten Architekturen entstanden im Auftrag einer Hofgesellschaft, die von der gelehrten Auseinandersetzung mit der Geschichte geprägt war und in deren Lebenswirklichkeit die Geschichte als *Memoria* oder *gedechtnus* ein elementarer Bestandteil war, sei es in Form religiöser und politischer Riten oder in Form von Grabplatten, Gemälden und Bauwerken, um nur einige Beispiele zu nennen.⁹⁵³

Diese Rückkopplung von Malerei und Architektur an eine teils historische, teils imaginierte Antike durch Verwendung alter Formen ist Teil eines Legitimations- und Erneuerungsdiskurses, der eng mit der Territorialstaatsbildung sowie der Klosterreform verbunden ist. Allerdings wurde dieser Diskurs bisher noch in keine kunsthistorische Überlegung miteinbezogen. In der Geschichtswissenschaft hingegen sind diese beiden Prozesse umfassend bearbeitet worden.⁹⁵⁴ Durch diese neue Perspektive kann nachvollzogen werden, dass die Verwendung historisierender Formen Ausdruck der intensiven Auseinandersetzung mit der Geschichte ist. Auf das Herzogtum Bayern-Landshut unter Ludwig IX. übertragen, bedeutet dies, dass das Studium der eigenen bayerischen Geschichte, das dazu diente, eine Einheit von Land und Dynastie zu konstituieren, auch dazu führte, dass diese Historizität in den Künsten visualisiert wurde.

Derartige historisierende Objekte waren Teil einer aktiven Erinnerungskultur und verweisen auf weit zurückliegende Zeiten. Im Herzogtum Bayern-Landshut gab und gibt es viele Bauten, vorrangig Sakralbauten, die im frühen und hohen Mittelalter erbaut worden waren. Romanische Architektur stand den Zeitgenoss/innen Herzog Ludwigs IX. unmittelbar vor Augen und war Teil der Seherfahrungen. Noch heute zeugen das Westportal des Kollegiatstifts St. Kastulus in Moosburg, das Portal des Freisinger Doms (Abb. 149) oder die Reichenhaller Kirchen St. Ägidien, St. Johannes, St. Zeno und St. Nikolaus⁹⁵⁵ von dieser Zeit. Es ist daher nicht überraschend, dass romanische Bauformen in Bayern-Landshut seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts aufgegriffen, adaptiert und neu kontextualisiert wurden. Im Vergleich zu anderen Territorien ist Landshut eines der ersten, in welchem solche historisierenden Motive Verwendung finden. In Nürnberg findet sich etwa eine (gemalte) historisierende Architektur erstmals auf dem Marienretabel Hans Pleydenwurffs (Abb. 150) für den Bamberger Kanoniker Georg von Löwenstein, das etwa auf 1455 datiert.⁹⁵⁶

953 Eine der drängendsten Sorgen der Menschen dieser Zeit war die um die eigene *Memoria*, das Seelenheil nach dem Tod und das irdische Nachleben. *Gedechtnus* umfasst die liturgische *Memoria*, die Überhöhung der eigenen Vita sowie die Sicherung der Überlieferung post mortem. Vgl. Müller 1982; Art. »Kaiser Maximilian« von Jan-Dirk Müller. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 6. Berlin 1987, Sp. 287–288; Graus 1987, S. 35.

954 So etwa Dendorfer 2015; Drossbach/Wolf 2018.

955 Die Reichenhaller Kirchen entstanden alle in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Vgl. Otter/Buxbaum 1986; Brugger 1999.

956 Die Anbetung der Könige wird in eine Palastarchitektur verlegt, wie sie z.B. von den romanischen staufischen Kaiserpfalzen des späten 12. und frühen 13. Jahrhunderts in Gelnhausen oder Seligenstadt

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 149. Romanisches Portal zwischen Vorhalle und Langhaus im Freisinger Dom, nach 1159. Dom St. Maria und St. Korbinian, Freising

Historisierende, romanisierende Bauformen sind im Umfeld des Herzogshofes in zwei verschiedenen Kontexten zu finden: Auf der einen Seite werden solche Formen in den Schlossbauprojekten von Herzog Ludwig IX. und seinem Sohn Georg IV. aufgegriffen. Sie dienen der Manifestation der eigenen Historizität und Dignität gegenüber Untertan/innen sowie anderen Fürst/innen. Sie sollen die Anciennität der Dynastie

bekannt ist. Vgl. Suckale 2009, Bd. 1, S. 134; Bd. 2, Kat.-Nr. 40, S. 128–130. Vgl. weiterhin Hoppe 2018, S. 546.



Abbildung 150.
Hans Pleydenwurff und
Werkstatt, Anbetung
der Heiligen Drei Könige,
Detail romanisches
Fenster, um 1455/60,
Malerei und Metallauf-
lagen auf Tannenholz.
Germanisches National-
museum, Nürnberg,
Inv.-Nr. Gm132

unterstreichen und werden zu einem steinernen Argument im politischen Diskurs. Auf der anderen Seite finden sich historisierende Bauformen im Kontext der von Melk und Tegernsee ausgehenden Klosterreform. Im Vordergrund der Reform stand das Neubegründen der Legitimität der Klöster, die durch deren baulichen und sittlichen Verfall erodierte. Durch retrospektive Bauformen sollten Kontinuitätslinien gezogen werden, die durch den Verfall unterbrochen worden waren.

5.2.1.1 *Retrospektivität im herzoglichen Residenzbau*

Historische Bauformen finden unmittelbar am herzoglichen Hof beziehungsweise in den Residenzen Herzog Ludwigs IX. Verwendung. Im Kontext seiner Expansionspolitik der späten 1450er und frühen 1460er Jahre entwickelte dieser gemeinsam mit seinen Beratern eine neuartige Architektursprache. Diese diente dazu, den historisch begründeten Herrschaftsanspruch der Dynastie der Wittelsbacher zu visualisieren und zu manifestieren. Im Zentrum der Konzeption standen die herzoglichen Residenzen in Lauingen, Ingolstadt und Burghausen, welche ab den frühen 1470er Jahren tiefgreifend aus- und umgebaut wurden, wobei historisierende, romanisierende Bauformen verwendet wurden. Diese Strategie der historischen Herrschaftslegitimation durch Architektur wurde von Ludwigs Sohn Herzog Georg IV. übernommen und weiterentwickelt, der, wohl von Beginn an, an der Konzeption beteiligt war.⁹⁵⁷

Als theoretischer Unterbau dieser Neukonzeption der Wittelsbacher Herrschaftskommunikation in Bayern-Landshut diente die von Hans Ebran von Wildenberg verfasste Chronik über das Haus Bayern. Ebran argumentierte unter Mithilfe Gelehrter Räte wie wahrscheinlich Friedrich Mauerkircher, die Wittelsbacher seien eines der führenden Gründungshäuser des Reiches, ihre Ursprünge reichten in die Zeit der Römer zurück. Diese von den Gelehrten Räten Ludwigs IX. in das Herzogtum hineingetragene Sichtweise wurde durch ein das gesamte Territorium erfassendes Bauprojekt visualisiert und damit dem Land vor Augen geführt. Im Nachfolgenden sollen die herzoglichen Residenzen in Lauingen, Ingolstadt und Burghausen vor diesem Hintergrund analysiert werden. Jedoch geht es nicht darum, eine umfassende Baugeschichte der jeweiligen Residenzen vorzulegen, sondern vielmehr darum, die gemeinsame Konzeption der Bauprojekte anhand bestimmter Formen und personaler Verflechtungen herauszuarbeiten. Trotz des disparaten Forschungsstandes – zu Lauingen ist etwa nach wie vor der Aufsatz von Reinhard H. Seitz und Werner Meyer grundlegend⁹⁵⁸ – können Entwicklungslinien und -brüche, die auf Veränderungen zwischen den Bauprojekten hindeuten, aufgezeigt werden.

957 Herzog Ludwig IX. holte im November 1468 seinen Sohn Georg zu sich nach Landshut und bezog ihn seit 1471 immer stärker in die Tagespolitik mit ein. Vgl. Stauber 1993, S. 115.

958 Vgl. Seitz/Meyer 1964.

Die Anfänge: Das Lauinger Bauprojekt

In den späten 1460er Jahren begann Herzog Ludwig IX., sich verstärkt mit dem Gedanken eines Schlossneubaus im schwäbischen Teil des Rentmeisteramts Neuburg-Ingolstadt auseinanderzusetzen. Vor dem 15. Jahrhundert existierte in Lauingen keine Burganlage. Den Beginn der Arbeiten markiert der Ankauf einer Reihe von Grundstücken in Lauingen durch den Rentmeister Gabriel Harbacher im Januar 1473.⁹⁵⁹ Über die Baumeister ist nur wenig bekannt. In den Quellen wird unter anderem der Name eines Heinrich Beheim als Baumeister in den Jahren von 1475 bis 1478 genannt. Von ihm weiß man, dass er in den 1450er Jahren Kastner von Heidenheim an der Brenz war und um 1474 als Vogt und Kastner in Weißenhorn wirkte.⁹⁶⁰ Bis heute ist die Forschungslage zu ihm sowie zur ersten herzoglichen Residenz dünn,⁹⁶¹ was wohl vorrangig an der heute anderweitigen Nutzung liegt. Trotz moderner Einbauten sind auf Grundlage erhaltener Rechnungen sowie eines Umbauplanes aus dem 18. Jahrhundert gewisse Rückschlüsse auf die räumliche Struktur des Palas und seine architektonische Gestaltung im 15. Jahrhundert möglich.

Der langrechteckige Palas, an dessen Langseiten zwei große Rundtürme vorgelagert sind, gliedert sich in Keller, Erdgeschoss, zwei Obergeschosse sowie einen mehrgeschossigen Dachstuhl. Im Inneren wurde der Bau, wie aus dem Grundriss des Erdgeschosses (Abb. 151) hervorgeht, durch eine gerade Treppenanlage in einen nördlichen und einen südlichen Teil gegliedert. Im südlichen Teil befanden sich große, gewölbte Räumlichkeiten, während der Nordtrakt des Palas in kleinere Räume unterteilt war. Die Raumfunktionen des Erdgeschosses lassen sich durch eine Rechnungsaufstellung aus dem Jahr 1476 erschließen.⁹⁶² Der südliche Teil wurde fast vollständig von einem gewölbten, zweischiffigen Saal mit vier Säulen eingenommen, der als Dürnitz genutzt wurde. Über eine Türe gelangte man in ein kleineres Treppenhaus, hinter dem sich ein zweijochiger Raum befand, der als Silberkammer genutzt wurde. Der nördliche Trakt umfasste eine große Küche sowie mehrere kleinere Räume, die als Zehrgaden (Gewölbe mit Vorräten für die Küche des Hofes) Verwendung fanden. Über eine dritte Treppe gelangte man in die Wohnung des Pflegers im ersten Obergeschoss, an den sich nach Süden hin ein großer Saal anschloss. Dahinter befanden sich die herzoglichen Wohnräume. Trotz neuerer Einbauten sind im Keller und Erdgeschoss noch Reste der ursprünglichen Einwölbung vorhanden. Der Keller diente wohl ebenfalls als eine Art Zehrgaden und ist mit Kreuzgewölben, deren Grate durch flache, rechteckige Bögen

959 BayHStA, PN U Varia Neoburgica 1688; vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 797. Zur Gliederung des Rentmeisteramts im Oberland (Neuburg-Ingolstadt) vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 388–400.

960 Vgl. Seitz/Meyer 1964, S. 74. In einem Bericht Georg von Rechbergs vom 15. März 1478 an Herzog Ludwig IX. wird er wiederum als Baumeister bezeichnet. Vgl. BayHStA, PN U Alte Landgerichte 255; Ettelt-Schönwald 1999, S. 612. Vgl. weiterhin Ettelt-Schönwald 1999, S. 107, 399.

961 Am Rande thematisiert bei Hoppe 2013b.

962 Vgl. Seitz/Meyer 1964, S. 73.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität

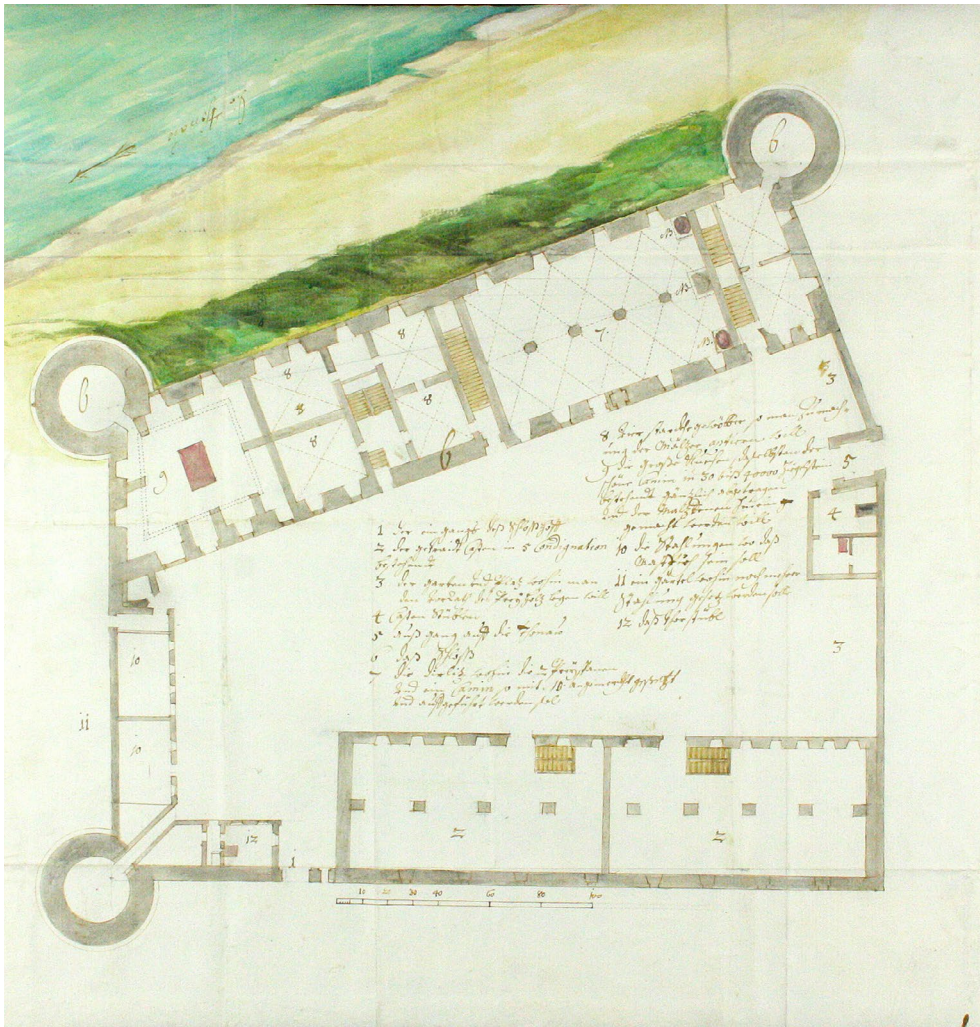


Abbildung 151. Gesüdeter Grundriss des Lauinger Schlosses, 1709. Bayerisches Staatsarchiv Augsburg, Plansammlung A 27a

betont werden, eingewölbt (Abb. 152). Die an den Ecken des rechteckigen Pfeilers ansatzlos beginnenden Grate sind über Eck gesetzt und dadurch angeschnitten. Eine ähnliche Einwölbung ist in der vormaligen Dürnitz im Erdgeschoss (Abb. 153) zu rekonstruieren. Heute sind noch die an den Wänden des Saales anstehenden Wandvorlagen vorhanden. Im Vergleich zum Keller fallen die nun wesentlich schlankeren, achteckigen Pfeiler auf. Sie heben sich von den massigen Pfeilern des Kellergeschosses ab. Auch die hervortretenden Bandrippen sind feiner und nicht rechteckig, sondern nach unten sich verjüngend gestaltet.



Abbildung 152. Stefan Westerholzer, Einwölbung im Keller des Lauinger Schlosses, um 1470. Schloss, Lauingen

Die Betonung der Grate durch Bandrippen im Zehrgaden sowie in der Dürnitz verweist auf (spät-)romanische Gewölbefigurationen, wie sie etwa in der um 1050 entstandenen Wolfgangskrypta in St. Emmeram in Regensburg erhalten sind (Abb. 154). Dort finden sich zwischen den einzelnen Kreuzgewölben ähnlich breite Bandrippen. Stephan Hoppe wies bereits 2003 darauf hin, dass es sich bei diesem Aufgreifen romanischer Formen nicht um die Übernahme eines alten Stils handele, sondern dass es dabei um die »Aneignung und Bewältigung einer bestimmten älteren Architektursprache« gehe.⁹⁶³ Dies wird in Lauingen in unterschiedlichen Ausprägungen sichtbar. So erinnern die Bandrippen lediglich an die Vorbilder und werden nicht identisch übernommen. Man setzte sich also mit romanischen Formen auseinander und passte diese an die Gegebenheiten des 15. Jahrhunderts an. Dieses Phänomen ist nicht auf Lauingen beschränkt, sondern ist in den 1470er und 1480er Jahren an verschiedenen Höfen, etwa dem kurfürstlich-sächsischen oder dem erzbischöflichen Hof in Salzburg, zu beobachten.⁹⁶⁴

⁹⁶³ Hoppe 2003, S. 109.

⁹⁶⁴ Umfassend herausgearbeitet von Hoppe 2018, S. 512–532; Hoppe 2020, S. 80–81.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 153.
Stefan Westerholzer, Reste
der Einwölbung in der
ehemaligen Dürnitz, um
1470. Schloss, Lauingen

Auch dort wurden »Muster des vorgotischen Gewölbebaus«⁹⁶⁵ wie Bandrippen oder das Fehlen von Rippen aufgegriffen, wodurch bewusst der Eindruck evoziert wurde, es handle sich um ältere Architektur.

Die Gewölbe in Lauingen datieren, wie durch die erhaltenen Rechnungen dokumentiert ist, um 1476, denn im Juni des Jahres wurden in der Dürnitz die Gerüste zur Einwölbung aufgestellt.⁹⁶⁶ Die Einwölbung des Kellers ist vorher anzusetzen. Damit entstand der Lauinger Residenzbau in etwa zeitgleich zur Albrechtsburg in Meißen, die

⁹⁶⁵ Hoppe 2020, S. 81.

⁹⁶⁶ BayHStA, Abt. V, Staatsarchiv für Oberbayern, Rentmeisterlit. Fasc. 16, Nr. 56–59; Seitz/Meyer 1964, S. 73.



Abbildung 154. Krypta St. Wolfgang, um 1050. St. Emmeram, Regensburg

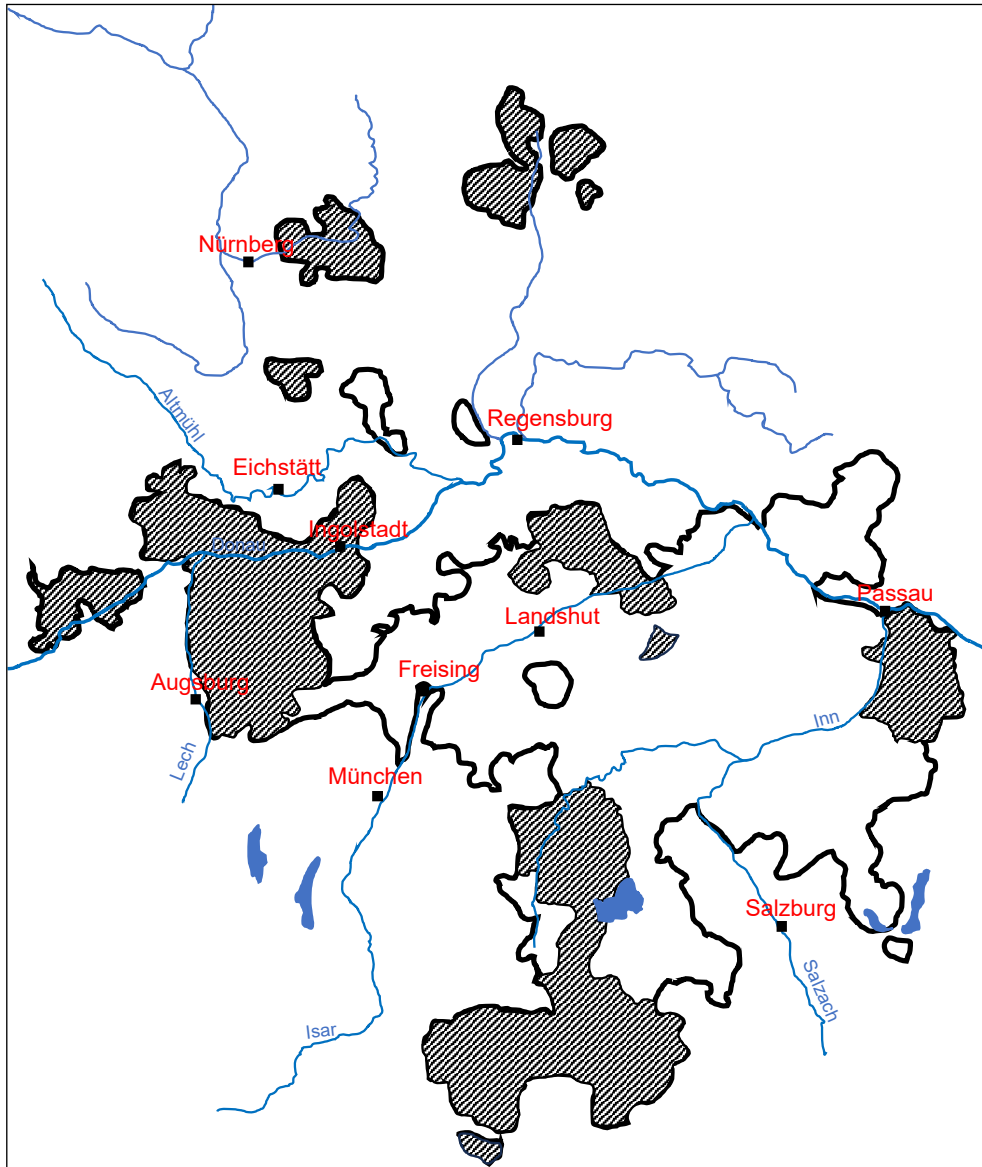
Arnold von Westfalen im Auftrag der Brüder Herzogin Amalias, Ernst und Albrecht von Sachsen, errichtete. Da bereits 1473 in Lauingen mit dem Ankauf und anschließend wohl dem Abriss von bestehenden Gebäuden begonnen wurde, ist davon auszugehen, dass die Pläne für einen Schlossbau in die späten 1460er Jahre zurückreichen. Für Sachsen wurde plausibel gemacht, dass durch den Gelehrten Rat Heinrich Stercker von Mellerscht humanistische Impulse, insbesondere Ideen Piccolominis zur Erneuerung der Architektur, an den kurfürstlichen Hof gelangten und die neue historisierende Architektursprache beeinflussten.⁹⁶⁷ Dies führt zur Frage, woher der Impuls in Lands- hut kam, bei einem vollständigen Neubau auf historische Bauformen zurückzugreifen. Dafür lohnt es, die herzogliche Politik näher zu betrachten und die Baumaßnahmen in deren Kontext zu verorten.

Herzog Ludwigs IX. intensivierte seit seinem Regierungsantritt und dem Antritt des Ingolstädter Erbes 1450⁹⁶⁸ seine Bemühungen, die westliche Grenze seines Territoriums zu konsolidieren und, im Sinne einer schwäbischen Expansionspolitik, weiter nach Westen zu verschieben (Karte 9).⁹⁶⁹ Lauingen war der Ausgangspunkt dieser Politik und

⁹⁶⁷ Vgl. Hoppe 2018, S. 569–570.

⁹⁶⁸ Im Dezember 1450 schlossen Herzog Ludwig IX. und Herzog Albrecht III. in Erding einen Vertrag, der die Aufteilung des Ingolstädter Erbes besiegelte und die andauernden Streitigkeiten darüber beendete. Vgl. BayHStA, Abt. III, Geheimes Hausarchiv HU 599.

⁹⁶⁹ Vgl. Kap. 2.3.1.



Karte 9. Grenzen der Herzogtums Bayern-Landshut nach Zufall des Ingolstädter Erbes durch den Vertrag von Erding (1450). Die straffierten Flächen zeigen die neuen Territorien an.

bot sich als strategisch günstig gelegener Standort einer herzoglichen Residenz an, weil es unmittelbar an die Territorien der Reichsstädte Ulm und Augsburg sowie dasjenige des Fürstbischofs von Augsburg angrenzte. Ihre Ansprüche auf den schwäbischen Raum begründeten die Räte Herzog Ludwigs IX. historisch – ganz so, wie sie es bei der oben erwähnten Zurückweisung brandenburgischer Gebietsansprüche gemacht hatten. Die Legitimation dieser Ansprüche leiteten die Landshuter Räte aus der sogenannten Konradinischen Schenkung aus dem Jahr 1268 her. Der letzte Staufer Konradin (1252–1268) hatte in seiner Eigenschaft als Herzog von Schwaben seinen beiden Oheimen, den baye-rischen Herzögen Ludwig II. und Heinrich XIII., ab 1263 sukzessive fast seine gesamten Besitzungen in Schwaben überschrieben. Diese Überschreibungen, Verpfändungen und Verkäufe hatte Konradin vorgenommen, um die Wittelsbacher politisch dauerhaft auf seine Seite zu ziehen und Ludwig II. als Verwalter für die nordalpinen Besitzungen zu gewinnen.⁹⁷⁰

Der Wille Herzog Ludwigs IX., Schwaben fest an sich zu binden, manifestierte sich zudem darin, dass er eine Reihe miteinander verwandter und verschwägerter schwäbischer Adelsfamilien, unter anderem die Helfensteins, Montforts, Rechbergs und Werdenbergs, bestellte und so an sich band.⁹⁷¹

Die Architektur des Lauinger Schlossbaus ist als eine Art dritter Baustein der Bemühungen Bayern-Landshuts zu verstehen, Schwaben dem Herzogtum einzugliedern. Die von Meyer und Seitz geäußerte Mutmaßung, dass »[d]er Reichskrieg [...] den Herzog zu der Überzeugung kommen [ließ], die Befestigung seiner Stadt Lauingen durch Bau eines Schlosses zu verstärken«,⁹⁷² ist somit nicht ganz von der Hand zu weisen. Der Reichskrieg war Teil der expansiven Bestrebungen des Herzogtums und könnte bei Ludwig und seinen Räten die Einsicht verstärkt haben, dass sich der Wittelsbacher Anspruch auf die strittigen Territorien durch ein monumentales Bauwerk in deren nächster Umgebung unterstreichen ließe. Die retrospektiven Gewölbefiguren im Schloss betonen diesen gegenüber den potentiellen Konkurrenten um die Hoheit im schwäbischen Raum: den Habsburgern. Indem auf historisierende Architekturformen zurückgegriffen wird, wird das historisch gewachsene Anrecht der Wittelsbacher auf das schwäbische Territorium betont und visualisiert. Die Architektur veranschaulicht die historische Verbindung von Land und Dynastie und verleiht den Ambitionen

970 Vgl. Spindler 1969, S. 73–79; Lackner 2010, S. 232–233.

971 Auffällig ist, dass Herzog Ludwig IX. unmittelbar nach Regierungsantritt 1450 begann, schwäbische Adelige zu bestellen. Beispiele sind Conrad von Helfenstein, der 1451 als Rat und Diener bestellt wurde und 1461/62 Pfleger von Graisbach war (BayHStA, NBCB 82, fol. 225; vgl. Ettelt-Schönewald 1999, S. 551, 666; Hesse 2005, Nr. 6261, S. 772), Heinrich Rechberg, der 1450 zum Pfleger von Heidenheim bestellt wurde (BayHStA, KAA 4720, fol. 299; vgl. Ettelt-Schönewald 1999, S. 611; Hesse 2005, Nr. 6615, S. 798) sowie Ulrich von Montfort, der 1460 zum Pfleger von Höchstädt bestellt wurde (BayHStA, PN Bestellungen U; vgl. Ettelt-Schönewald 1999, S. 598, 714).

972 Seitz/Meyer 1964, S. 70.



Abbildung 155. Stefan Westerholzer, Heinrich Behaim und Ulrich Pesnitzer, Ansicht des Neuen Schlosses von Nordwesten, 1479–1489. Neues Schloss, Ingolstadt

Herzog Ludwigs Nachdruck. Das oben nachgezeichnete Verständnis von Geschichte als probatem politischen Argument wird in Lauingen manifest: Die Architektur wurde bewusst eingesetzt, um die politischen Ziele des Herzogs durchzusetzen und sichtbar zu kommunizieren. Die verwendeten Bauformen illustrieren diese Historizität, ohne aber historisch zu sein. Sie sollen bei den Betrachtenden Assoziationen zu Geschichte, Raum und zu den Wittelsbachern auslösen. Gleichzeitig zeigen sie dem gelehrten Betrachter, auf welch hohem intellektuellen Niveau sich der bayerische Herzogshof befand – auf einer Höhe mit Erzbischöfen, Kurfürsten und nicht zuletzt dem Kaiser.⁹⁷³

Kontinuität: Der Ingolstädter Schlossbau

Die Neukonzeption der Wittelsbacher Herrschaftskommunikation erstreckte sich nicht nur auf den Neubau der Lauinger Residenz. Auch in der erst 1448 zum Herzogtum hinzugekommenen Residenzstadt Ingolstadt wurde unter Herzog Ludwig IX. begonnen, das bestehende Schloss neu zu errichten (Abb. 155). Diese Neugestaltung begann etwa im

973 Vgl. Kap. 1.1.

Jahr 1477,⁹⁷⁴ wenngleich es sehr wahrscheinlich bereits früher Pläne hierzu gab. Zugleich markiert das Projekt den Übergang der Herrschaft von Ludwig IX. auf Georg IV., denn Ludwig verstarb im Januar 1479, als der Bau noch nicht vollendet war. Im Gegensatz zu Lauingen ist das Ingolstädter Schloss gut erforscht. Auf Grundlage bereits bekannter und von Siegfried Hofmann edierter Baurechnungen⁹⁷⁵ gelang es Christa Syrer, eine stringente Neudatierung der Baumaßnahmen vorzunehmen.⁹⁷⁶ Stephan Hoppe setzte diese in Bezug zu den zeitlich späteren Bauarbeiten in Burghausen.⁹⁷⁷ Durch diese Forschungen sind viele Aspekte auch jenseits der Datierung geklärt. Es ist bekannt, dass es Kontinuitätslinien zwischen den Bauprojekten gab, etwa in personeller Hinsicht. Als verantwortlich leitender Werkmeister war, mit Unterbrechung, Stephan West(er)holtzer für die beiden Bauten in Lauingen und Ingolstadt zuständig.⁹⁷⁸ Neben ihm wirkte ab 1481 der aus Nürnberg stammende Bauverwalter Heinrich Beheim.⁹⁷⁹ Zu den beiden stieß in Ingolstadt ein gewisser Hans Haunrewtter (auch: Haunreutter) als Baumeister und/oder Verwalter hinzu.⁹⁸⁰

Neben den personellen Überschneidungen sind gewisse strukturelle Ähnlichkeiten im Baukörper zu beobachten. Der langgestreckte Palas wird an den Längsseiten mit vier anstelle von zwei Türmen wie in Lauingen begrenzt, wobei der südöstliche Turm zur Donau hin eine prominente Rolle einnimmt. Die Gliederung in Keller, Erdgeschoss, zwei Obergeschosse sowie einen mehrgeschossigen Dachstuhl gleicht derjenigen in der schwäbischen Residenz. Identisch ist auch die Aufteilung des Baus zwei Hälften, hier in eine westliche und eine östliche (Abb. 156). Jedoch ist dies in Ingolstadt heute leichter nachzuvollziehen, da es keine gravierenden Einbauten gibt. Durch eine gerade, wohl ursprünglich wesentlich steilere Treppenanlage⁹⁸¹ wurde eine Zweiteilung in einen öffentlichen und einen privaten Teil geschaffen. Im Erdgeschoss befand sich in der Westhälfte

974 Spätestens im Juli 1477 wurde mit dem Ankauf diverser Grundstücke begonnen, der nahelegt, dass vor dem Tod Herzog Ludwigs IX. mit den Planungen begonnen worden war. Vgl. BayHStA, KB U 19449-9451; Ettelt-Schönwald 1999, S. 807.

975 Hofmann 1979; Hofmann 1980; Hofmann 1990; Hofmann 2000, insbes. S. 81–513.

976 Syrer 2014b; Syrer 2014a; Syrer 2015.

977 Vgl. Hoppe 2013b.

978 Hofmann 1979, S. 100–104; Biersack 2006, S. 182; Hoppe 2013b, S. 194; Kobler 2014a, S. 228, Anm. 19 mit älterer Literatur; Syrer 2014a, S. 30–31, 37.

979 Seitz/Meyer 1964, S. 74; Ettelt-Schönwald 1996, S. 107; Ettelt-Schönwald 1999, S. 399, 612; Syrer 2014a, S. 34–35.

980 Nach Meinung Hofmanns war er derjenige, der den Bau der neuen Veste überwachte und mit dem Kastner »von des paws wegen« zwischen Ingolstadt und Landshut hin und her reiste. Hofmann 1979, S. 100–101. Jedoch sollte Haunrewtter eher als hochrangiger Verwalter angesprochen werden. Bereits in den 1440er Jahren scheint ein Hans Haunrewtter im Hofgesinde Herzog Heinrichs XVI. auf, später wird er als Zollner und Mautner in Ingolstadt vermerkt. Vgl. Ettelt-Schönwald 1996, S. 126–127; Ettelt-Schönwald 1999, S. 389, 548.

981 Vgl. Hoppe 2013b, S. 183.

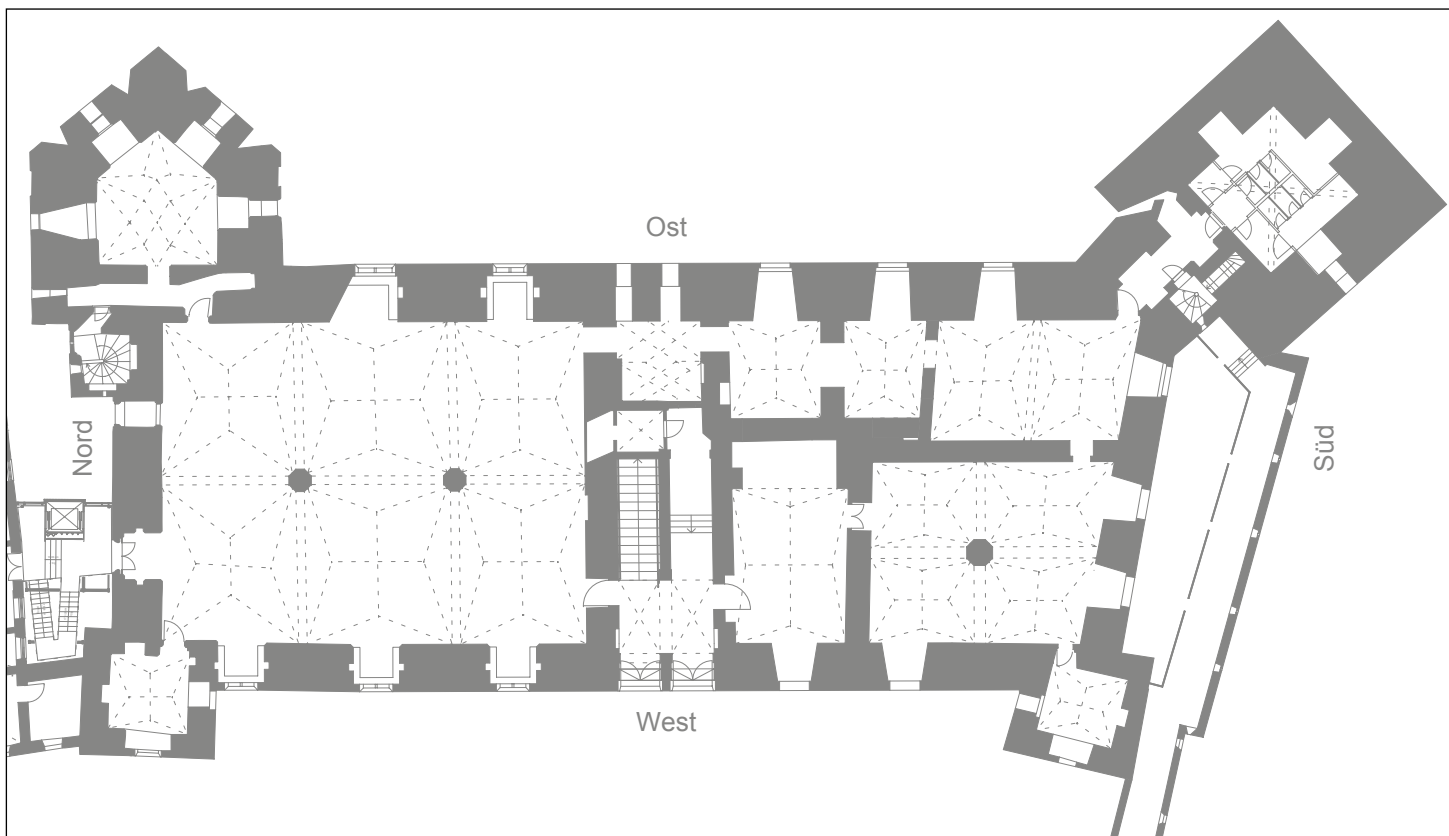


Abbildung 156. Grundriss des Erdgeschosses des Neuen Schlosses Ingolstadt

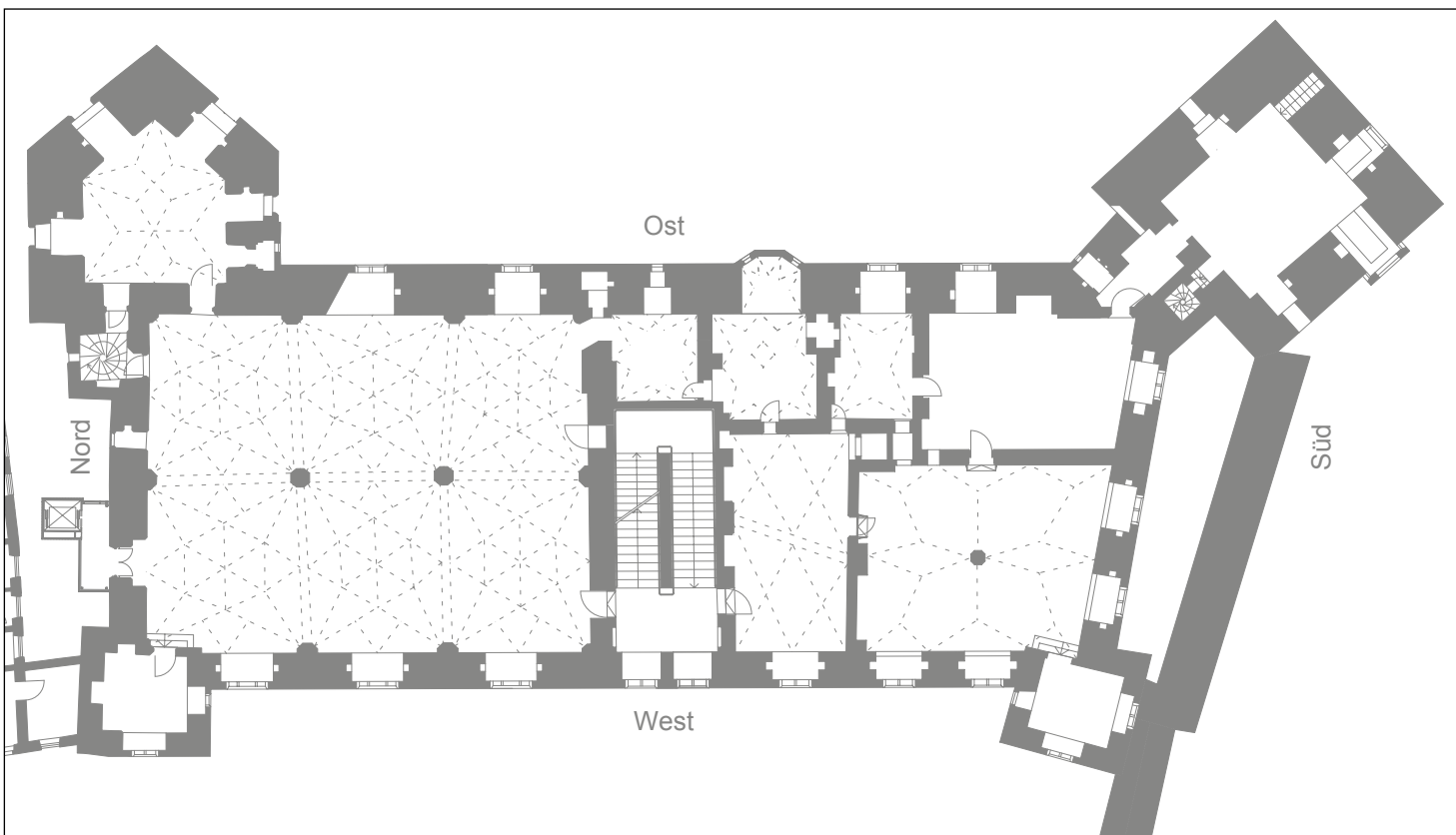


Abbildung 157. Grundriss des ersten Obergeschosses des Neuen Schlosses Ingolstadt

5.2 Stilmodi der Retrospektivität

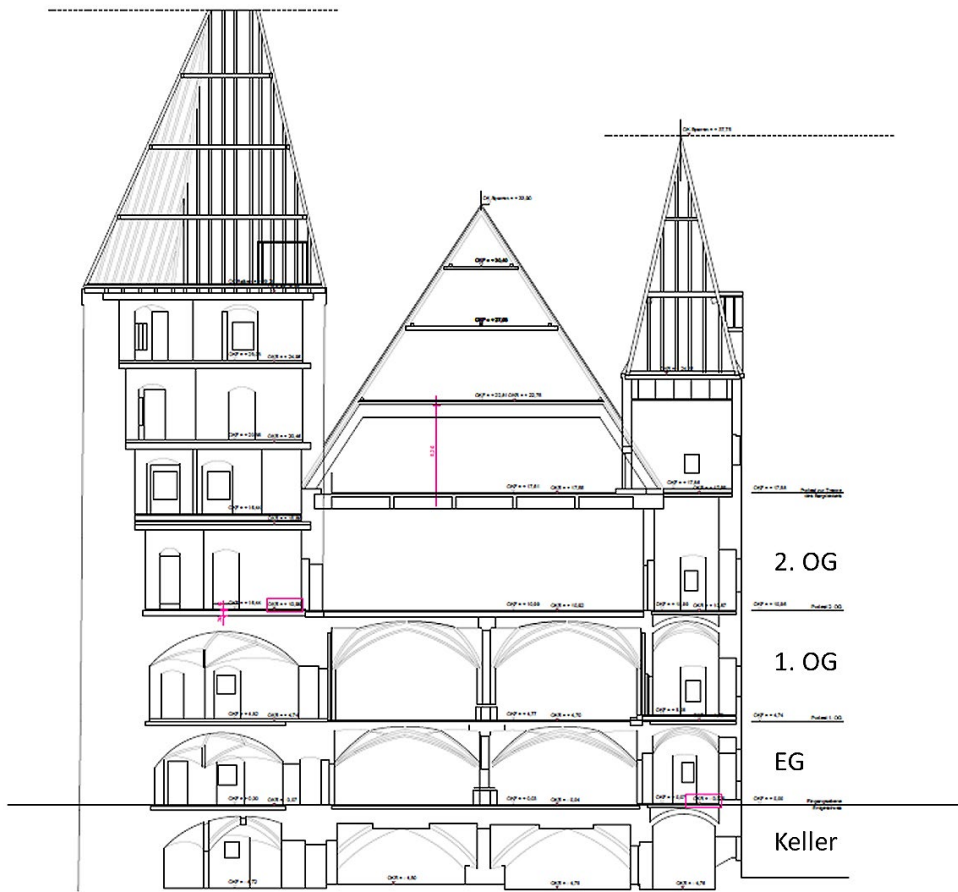


Abbildung 158. Schnitt von Süden durch das Neue Schloss Ingolstadt

die offenbeheizte Dürnitz, die als Versammlungsort des Hofes diente. Der östliche Trakt hingegen war der herzoglichen Verwaltung vorbehalten. Im ersten Obergeschoss setzt sich dies fort (Abb. 157): Während der große, gewölbte Saal wohl als Hofstube oder auch Tanzsaal genutzt wurde, umfasste der andere Teil das herzogliche Appartement, das über einen Verteilerraum, eine Art Vorraum, erschlossen wurde. Von dort gelangte man in die Kapelle, das *studiolo* des Herzogs sowie einen kleineren Saal, den sogenannten Schönen Saal, an den sich die Privatgemächer anschlossen. Eine vergleichbare Struktur ist für das zweite Obergeschoss anzunehmen, das im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt wurde.

Zusammengenommen zeigen die Grundrisse von Keller, Erdgeschoss, erstem und zweitem Obergeschoss, dass die Binnenstruktur der einzelnen Geschosse in Ingolstadt jener der Lauinger gleicht. Noch deutlicher wird dies, wenn man den Aufriss des Schlosses betrachtet (Abb. 158). Über dem großen Kellerraum mit seinen massiven, heute durch

eine Trennwand geteilten Pfeilern befindet sich die Dürnitz. Ihre zwei Pfeiler stehen direkt über denjenigen des Kellers. Über diesen wiederum sind die Pfeiler des Tanzsaals / der Hofstube im ersten Obergeschoss. Es wäre plausibel, eine derartige Konfiguration auch im zweiten Obergeschoss zu rekonstruieren.

Außerdem gibt es Kontinuitätslinien zwischen Lauingen und Ingolstadt in Bezug auf die Formensprache. So sind die Gewölbefiguren des Ingolstädter Schlosses denen in Lauingen sehr eng verwandt. Dies zeigt sich im Ingolstädter Keller, der mit flachen Kreuzgewölben gewölbt ist, deren Grate durch breite Bandrippen betont werden (Abb. 159). Die Grate wachsen ansatzlos aus den quadratischen Pfeilern, deren Ecken wie in Lauingen angeschnitten sind. Das Gewölbe in Ingolstadt setzt weiter unten an, sodass eine flachere Wölbung entsteht. Zudem sind die Bandrippen noch expressiver gestaltet.⁹⁸² Diese Gewölbekonstruktion ist nicht nur in dem mutmaßlichen Zehrgaden zu finden, sondern ähnlich moduliert auch im Osttrakt (Abb. 160). Der Raumeindruck ist durch die Spitzbögen jedoch wesentlich offener. Die ursprüngliche Nutzung dieser Räume ist ebenso unklar wie die Zugangssituation zum Keller innerhalb des Schlosses. Es ist möglich, dass der mittig zwischen West- und Osttrakt befindliche Wandblock eine alte Treppe verbirgt (Abb. 161), die die bestehende Treppe nach unten hin fortsetzte, jedoch bedarf es hier weiterer bautechnologischer Untersuchungen.

Die Wölbung der zweischiffigen Dürnitz im Erdgeschoss unterscheidet sich auf den ersten Blick nur graduell von derjenigen des Kellers (Abb. 162). Die Pfeiler sind voll oktogonaler, jede Seite ist gleich breit ausgebildet. Die Grate sind im Vergleich schlanker, insbesondere die schräg abgehenden. Es gibt keine Wandvorlagen, wie sie in Lauingen erhalten sind. Dadurch und durch die leichte Modulation des Gewölbes entsteht im Gegensatz zum Keller ein weiter, weniger gedrungener Raumeindruck. In der Wölbung entspricht die Dürnitz weitestgehend der Hofstube im ersten Obergeschoss. Zwei oktogonale Pfeiler sowie zwei angeschnittene Pfeiler an den Längsseiten gliedern den Saal in zwei Schiffe (Abb. 163). Breite Bandrippen spannen sich von Pfeiler zu Pfeiler sowie zu den Wänden hin. Dazwischen spannen je zwei feine Grate ein Sterngewölbe auf. Von den Gewölben in Keller, Erdgeschoss und den beiden Obergeschossen hebt sich dasjenige des sogenannten Schönen Saals im ersten Obergeschoss ab und zeigt das höchste Anspruchsniveau. Das Gewölbe spannt sich von einer mittig im Raum stehenden Säule aus auf, die stark durchgearbeitet ist. Die Basis ist vom gedrehten Schaft durch einen achteckigen Sockel abgesetzt. Eine Art Kapitell trennt Grate und Säulenschaft voneinander – dies ist singulär im Schloss. Es wirkt, als wäre die Säule einem Baum nachempfunden, der seine Äste aufspannt (Abb. 164).

982 Wie Dr. Ansgar Reiß, Leitender Museumsdirektor des Bayerischen Armeemuseums, bei mehreren Begrehungen vor Ort mitteilte, ist möglicherweise das Bodenniveau des Kellers niedriger anzusetzen, da im Rahmen umfassender Trockenlegungsarbeiten in den 1960er Jahren das Bodenniveau des Kellers vermutlich angehoben wurde.



Abbildung 159.
Pfeiler im süd-
lichen Keller des
Neuen Schlosses
Ingolstadt

Wie die Lauinger Gewölbefigurationen zeichnen sich diejenigen in Ingolstadt durch bewusste Verweise auf vergangene Zeiten aus, wie das immer wieder aufscheinende Motiv der Bandrippen belegt. Bei näherer Betrachtung sind im Ingolstädter Schloss Stilunterschiede zwischen den Gewölben der verschiedenen Stockwerke zu konstatieren, so dass man von einer gewissen Stilordnung innerhalb der Residenzen sprechen kann.⁹⁸³ Während im Keller die massigen Pfeiler den Kellerraum sehr gedrungen erscheinen

⁹⁸³ Ähnliches deutet sich für das Schloss Lauingen an, jedoch ist durch die Vielzahl von späteren Einbauten kein kohärentes Bild mehr zu erlangen. Es böte sich mit Blick auf das Ingolstädter Schloss und geplante bautechnologische Untersuchungen an, 3D-Modelle der Räumlichkeiten anzufertigen, um den Raumeindruck des Kellers zu rekonstruieren.



Abbildung 160. Blick in den nördlichen Kellertrakt des Neuen Schlosses Ingolstadt

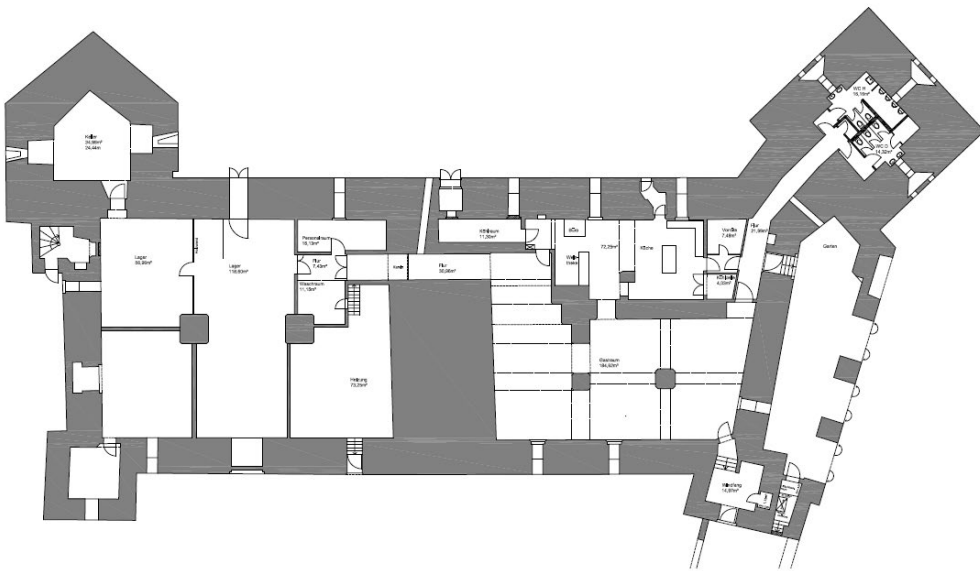


Abbildung 161. Grundriss des Kellers des Neuen Schlosses Ingolstadt

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 162. Dürnitz im Erdgeschoss des Neuen Schlosses Ingolstadt



Abbildung 163. Sogenannter Tanzsaal im ersten Obergeschoss des Neuen Schlosses Ingolstadt



Abbildung 164. Schöner Saal im ersten Obergeschoss des Neuen Schlosses Ingolstadt

lassen, wird dieser Raumeindruck in der Dürnitz wesentlich aufgelockert. Zwar sind auch hier überaus kräftige oktagonale Pfeiler, von welchen sich zeltähnliche Netzgewölbe ausbreiten, zu finden, doch ist der Raumeindruck offener. Dieser entsteht durch die zwei je von den Ecken abgehenden, fein profilierten Grate, aus welchen sich das Netzgewölbe entwickelt, sowie durch die etwas höhere Raumhöhe. Dennoch herrscht immer noch eine gewisse Schwere, die von den breiten Gurtbögen herrührt, die zwischen den Pfeilern und den Wandvorlagen aufgespannt sind. Noch größer ist der Unterschied zwischen dem Kellergewölbe und dem Gewölbe der herzoglichen Stube im ersten Geschoss: Durch die zentral den Raum beherrschende, gedrehte Säule entsteht ein weiträumiger, luftiger Raumeindruck. Das Gewölbe ist durchgehend filigran mit Graten ohne Bandrippen gestaltet, ganz im modernen Stil der Zeit.

Der stilistische Pluralismus in den verschiedenen Geschossen des Ingolstädter Schlosses zeigt eine *variatio* auf, wie sie aus der Rhetorik bekannt ist. Auf die Gewölbe übertragen bedeutet dies, dass sie der Raumnutzung und dem Publikum, das heißt den Personen, die Zutritt zu diesen Räumlichkeiten hatten, angepasst wurden. Die Kellerräumlichkeiten des Palas waren den Kellnern sowie dem Küchenpersonal zugänglich, während die Dürnitz als Speisesaal dem hochrangigen Verwaltungspersonal sowie den herzoglichen Räten offenstand.⁹⁸⁴ In der Dürnitz wird eine Synthese von romanischer Formensprache –

⁹⁸⁴ Der Zugang zur Dürnitz kann aus der Tischordnung geschlossen werden. In einer solchen aus dem Jahr 1491 heißt es, dass »Räte, Grafn, Edellewt, Camrer, Einrufer vnd gemeins Hofgesing« in der

die Gurtbögen und die wuchtigen Pfeiler sind die Überbleibsel dieses Stils – und zeitgenössischen spätgotischen Gratgewölben gebildet. So wird auf die Vergangenheit Bezug genommen, gleichzeitig aber die Gegenwart miteingebunden. Das aus dem Keller bekannte Bandrippenmotiv wird in der Dürnitz weiterentwickelt und zeigt dem (gelehrten) Publikum eine Symbiose von historisierender und zeitgenössischer Form.

Einem noch höheren architektonischen Anspruch genügt die herzogliche Stube, die nur einem äußerst exklusiven Kreis offenstand. Dort wird die romanisch-antikische Form der gedrehten Säule durch das Zellengewölbe in einen modernen Kontext gestellt. Die Formenbildung ist in diesem Raum weitaus filigraner und elaborierter als in der Dürnitz: Säule und Gewölbe werden durch drei umlaufende Gesimse voneinander unterschieden. Auch hat die Säule einen Sockel, der sie weiter ausdifferenziert und zum Boden hin abgrenzt. Eine ähnliche Ausformulierung einer Säule oder eines Pfeilers findet sich sonst nirgends im Schloss. Die herausgehobene Stellung des Raumes wird zudem durch das sogenannte Affenportal (Abb. 165) offenkundig: Kein anderes Portal, kein anderes Türgewände ist so reich ornamentiert. Der gesamte Schlossbau zeichnet sich durch einen nahezu vollständigen Verzicht auf jegliches Ornament aus.

Umso mehr fällt der Schöne Saal aus diesem Schema heraus. Im Hinblick auf die repräsentativen Erfordernisse der einzelnen Räumlichkeiten fügt sich der Schöne Saal aber nahtlos in das skizzierte Raster: Die Stile in den Geschossen korrespondieren mit den Erfordernissen der einzelnen Räumlichkeiten. Die theoretische Grundlage für diese Architektursprache findet sich in der Antike. Sowohl aus der Rhetorik als auch aus der Architekturtheorie des Vitruv sind derartige Unterscheidungen bekannt und wurden von den humanistischen Gelehrten in der Renaissance ausgiebig rezipiert. In beiden Bereichen wird die Ausformung der Sprache respektive die Gestaltung der Architektur an die Erfordernisse der Aufgabenstellung angepasst. Es wird zwischen einem niederen (*humilis*/ dorisch), einem mittleren (*mediocris*/ ionisch) und einem erhabenen Stil (*gravis*/ korinthisch) differenziert.⁹⁸⁵ Auf Grundlage des Stilmodus wird dann das *decorum*, also die dem Anlass angemessene rhetorische beziehungsweise architektonische Form gewählt.⁹⁸⁶ Anschaulich wird der Zusammenhang von Stil und *decorum* in den Ausführungen Vitruvs:

»Der Minerva, dem Mars und dem Herkules wird man dorische Tempel bauen; denn wegen der Mannhaftigkeit dieser Gottheiten ist es angemessen, ihnen prunklose Gebäude zu errichten, Für die Venus, Flora, Proserpina und die Nymphen der Quellen dürfen die im korinthischen Stil erbauten Tempel die passenden Eigenschaften haben, weil

Dürnitz speisen sollten. Dagegen dürften »kein frembder knecht, oder annder, in vnnsern Hof vnd Turnitz gefurt, bey vermeidung vnnser vngenaden vnd Straffen.« Zit. nach Hirschberger 1874, S. 73–74.

985 Zur Wiederentdeckung Vitruvs vgl. Günther 1988b, S. 69–78; Wulfram 2001, S. 293–294.

986 Art. »Decorum« von Ursula Mildner und Ian Rutherford. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hrsg. von Gert Ueding, Bd. 2. Tübingen 1994, Sp. 423–451, hier Sp. 423, 434.



Abbildung 165. Unbekannter Meister, sogenanntes Affenportal im Schönen Saal, erstes Obergeschoss, Neues Schloss, Ingolstadt

bei den diesen Gottheiten geweihten Tempeln in Rücksicht auf deren zarte Wesenheit das Schlanke, Blumenreiche und der Blätter- und Spiralschmuck die entsprechende Angemessenheit zu erhöhen scheint. Wenn man aber der Juno, Diana, dem Vater Liber und den übrigen Göttern, welche ähnlichen Wesens sind, ionische Tempel errichtet, so wird damit ihren die Mitten haltenden Eigenschaften Rechnung getragen, weil die festgestellte Eigenthümlichkeit dieser Tempel sich sowohl von der strengen Sitte der Dorer, als der Zartheit der Korinther ferne hält.«⁹⁸⁷

⁹⁸⁷ Vitruv ed. Reber 1865/2016, I, 2, 5–13, S. 13–14.

Eine solche Ausdifferenzierung von Stilen kann im Ingolstädter Schloss beobachtet werden. Der Bau steht damit nicht allein, sondern fügt sich in eine Reihe von Architekturen ein, die, wie Norbert Nußbaum herausarbeitete, die Aufwertung der Architektur dokumentieren. Je mehr sich verschiedene Architekturen herausbilden, die spezifischen Funktionen entsprechen, desto variabler wird der Modus der Architektur.⁹⁸⁸ Sehr frühe Beispiele dafür sind etwa die Fassaden des Passauer Domchores und diejenige der Landshuter Stadtpfarrkirche St. Martin, beide Hans Krumenauer (1360 – nach 1410) zugeschrieben. Obwohl dem gleichen Baumeister zuzuordnen, zeichnen sie sich durch gänzlich verschiedene Stilmodi aus. Während in Passau die Fassade vollständig ornamentiert ist, ist die Fassade in Landshut blank und verzichtet auf jeglichen Schmuck. Der Pluralismus von Stilen ist folglich in Niederbayern bereits vor der Regierungszeit Herzog Ludwigs IX. zu beobachten.

Der Ingolstädter Residenzbau markiert eine Weiterentwicklung dieses Pluralismus: Entsprechend der Funktion und dem Rezipientenkreis wird die Architektursprache in den verschiedenen Etagen des Palas moduliert. Die Gewölbefigurationen sind dabei das Element, an dem die Modulation anschaulich wird. Die schmucklose, einfachste Ausformung des Gewölbes findet sich im Keller. Dort braucht es keinen Schmuck, um auswärtigen Besucher / innen zu imponieren. Auch in der Dürnitz ist kein Ornament zu finden. Aber dadurch, dass die monumentalen Pfeiler nun etwas höher sind und zudem eine Art (Sockel-)Basis haben, wird ein anderer Raumeindruck hervorgerufen. Die Baumeister stellen dabei ihr Können, einen großen Raum einfach zu wölben, unter Beweis. Die Stilstufe ist mit der des Tanzsaals im ersten Obergeschoss vergleichbar, der dem gleichen Personenkreis offenstand. Der höchste Anspruch, im Sinne Vitruvs der korinthische Stil, ist dem exklusivsten Raum des Schlosses, dem Schönen Saal, vorbehalten. Dies führt zur Frage, woher dieses architekturtheoretische Wissen im engsten Führungszirkel des herzoglichen Hofes kam. Berührungspunkte zur antiken Rhetoriklehre sind durch das rechtswissenschaftliche Studium der Gelehrten Räte wie Gregor Heimburg, Friedrich Mauerkircher, Martin Mair und Johannes Löffelholz evident. Das Bewusstsein für verschiedene Redestile sowie ihre konkrete und korrekte Anwendung ist durch Buchbesitze sowie zeitgenössische Quellenzeugnisse über die Redefähigkeiten der Räte nachzuvollziehen.⁹⁸⁹

Offen ist, ab wann am Hof Herzog Ludwigs IX. die Idee bekannt war, im Sinne Vitruvs die rhetorischen Maßgaben auf die Architektur zu übertragen. Dafür gibt es bisher nur ein weniggleich äußerst sprechendes Indiz: das Epitaph Martin Mairs in der

988 Nußbaum 1982, S. 147–148; Nußbaum 1983, S. 83–85.

989 Vgl. Martin Mairs Codex (BSB, Clm. 24504), in welchem Mair die Gerichtsreden Ciceros zum Fall des Verschwörers Catilina gegen den Staat sowie Sallusts »Coniuratio Catilinae« sammelte. Zum Codex vgl. Sottili 1971a, S. 508–511; Art. »Mayr (Mair, Meyer), Martin« von Franz J. Worstbrock. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 6. Berlin 1987, Sp. 244–246; Märkl 2014, S. 44–53.

Landshuter St.-Martin-Kirche. Dort sind zwei Henkelkannen zu sehen, aus denen eine Arkanthusarkade erwächst (vgl. Abb. 187). Dies kann als Verweis auf die durch Vitruv überlieferte Legende von der Entstehung des korinthischen Kapitells durch Kallimachos verstanden werden.⁹⁹⁰ Weitere Hinweise auf eine intensive Auseinandersetzung mit Vitruv am Landshuter Hof gibt es in der direkten Umgebung Ingolstadts im etwa 30 km entfernten Eichstätt. Dort, am Hof Bischof Wilhelms von Reichenau, sind ab den 1470er Jahren verschiedene architekturtheoretische Impulse festzustellen. Diese fanden Eingang in das »Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit« des Mathes Roriczer, in der kunsthistorischen Forschung sind sie bekannt.⁹⁹¹ In Landshut wusste man somit möglicherweise in den 1470er Jahren, spätestens aber in den frühen 1480er Jahren, als Roriczer sein Büchlein schrieb, um die Übertragung rhetorischer Regeln auf die Architektur. Inwiefern auch Leon Battista Albertis »De re aedificatoria« (1443–1452), in der ebenfalls die Unterscheidung verschiedener Stilstufen diskutiert wurde, bekannt war, ist unklar und bedarf weiterer Forschungen.⁹⁹² Die Entwicklung eines architekturtheoretischen Diskurses hat die Forschung bereits an anderer Stelle aufgegriffen,⁹⁹³ jedoch wurden die Schlossbauprojekte der Herzöge Ludwig IX. und Georg IV. damit bisher nicht in Verbindung gebracht. Der Ingolstädter Schlossbau offenbart, dass den Baumeistern die Differenzierung von Stilstufen entsprechend der Raumfunktion und dem Adressatenkreis bekannt war. Die Vermittlung dieses Wissens erfolgte über die Gelehrten Räte, wurde aber wahrscheinlich auch durch den Eichstätter Bischofshof befördert.

Die Unterschiede in den Gewölbefiguren wurden in Ingolstadt unter bewusstem Rückgriff auf historisierende Formen ausgeführt, ganz ähnlich wie es in Lauingen

990 Vgl. Vitruv ed. Reber 1865/2016, IV, 1, 9–10, S. 102–103: »Die erste Erfindung eines solchen Capitäls aber wurde – wie erzählt wird – auf folgende Weise gemacht. Eine Bürgerstochter aus Korinth, bereits heirathsfähig, wurde krank und starb; nach ihrem Leichenbegängnis sammelte die Amme die Spielsachen, an denen sich das Mädchen bei Lebzeiten ergötzt hatte, legte sie zusammen in einen Korb, trug diesen zu dem Grabmal, stellte ihn oben darauf und deckte ihn, damit sich die Sachen länger, als unter freiem Himmel, erhielten, mit einer Dachplatte zu. Jener Korb war nun zufällig über eine Akanthoswurzel (Bärenklau) gesetzt worden; da trieb die vom Gewichte gedrückte in der Mitte befindliche Akanthoswurzel um die Frühlingszeit Blätter und Stengel, und ihre Stengel, an den Seiten des Korbes emporwachsend und von den Ecken der Dachplatte durch den Druck der Last hinausgedrückt, wurden gezwungen, nach außen hin Schneckenwindungen zu bilden. Da bemerkte Kallimachos, der wegen der Gewähltheit und Feinheit seiner Arbeiten in Marmor von den Athenern Katatechnos (der Kunstvolle) genannt worden war, im Vorübergehen an diesem Grabmale jenen Korb und ringsum die hervorsprossenden zarten Blätter, und entzückt über die Art und Neuheit der Form, machte er nach diesem Vorbilde bei den Korinthern Säulen, stellte die zusammenstimmenden Maßverhältnisse derselben fest, und von da ausgehend, entzifferte er die Gesetze für die Errichtung von Bauwerken korinthischer Ordnung.«

991 Vgl. Cohen 2016. Grundlegend zur Ausbildung der Architekturtheorie nördlich der Alpen: Günther 2003.

992 Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es hierfür keine Ansatzpunkte; eine Suche nach Codices im Besitz der Räte blieb erfolglos. Jedoch wäre eine Vermittlung von Albertis Ansätzen über Nicolaus Cusanus denkbar, sollten sich die beiden, wie Tom Müller plausibel machte, gekannt haben. Vgl. Müller 2008.

993 Vgl. Hoppe 2003, insbes. S. 120–123.

zu beobachten ist. Wie dort kann und muss in Ingolstadt ein Bezug zwischen historisierenden Formen und herzoglicher Politik hergestellt werden: Nach dem Absterben der Ingolstädter Linie stellte die Übernahme der Residenzstadt durch die Landshuter Linie eine spürbare Ausweitung ihrer Macht dar. Der Anspruch auf das neue Rentamt musste nach außen hin klar kommuniziert werden, der neue Herrscher musste dieses in seinem Sinne überformen und in Besitz nehmen, sei es in administrativer, sei es in architektonischer Weise. Der Schlossbau ist dafür das sinnfälligste Zeichen und markiert symbolisch den Übergang des Territoriums von der Ingolstädter zur Landshuter Linie der Wittelsbacher. Die historisierende Architektursprache des Schlosses hebt dabei die Kontinuität des *haws zu Bairn* hervor und verbindet so überzeugend Altes mit aktuellen Theoriediskursen, dass der Palas noch vor einigen Jahren in das erste Drittel des 15. Jahrhunderts datiert wurde.⁹⁹⁴

Das Bauprojekt wird flankiert von der Gründung der Universität in Ingolstadt 1472, die in nächster Nähe zum Liebfrauenmünster im Westen der Stadt angesiedelt wurde und von den Eichstätter Bischöfen Johann von Eych und Wilhelm von Reichenau sowie von Herzog Ludwig mit großem (finanziellen) Einsatz gefördert wurde.⁹⁹⁵ Universität und Schloss bilden vor diesem Hintergrund eine Einheit, die zusammengedacht werden sollte: Dynastie und Intellekt. Der dynastische Bau spiegelt in seiner anspruchsvollen, innovativen Architektur die architekturtheoretischen sowie historischen Diskurse der Universität. Damit positioniert und verortet sich Herzog Ludwig IX. in einem (mittel-)europäischen Elitenetzwerk, das vom Kaiser, den Kurfürsten und (Erz-)Bischöfen sowie den Gelehrten Räten gebildet wurde. Die Schlossarchitektur wird zum Spiegel des Anspruchsniveaus des Herzogshauses, illustriert das gesteigerte Interesse Herzog Ludwigs IX. an Bildung, wenn nicht Gelehrsamkeit an sich, und unterstreicht den territorialen Anspruch der Landshuter Herzöge auf Ingolstadt.

Neue Impulse: Die Burghausener Residenz

Den beiden Bauprojekten in Lauingen und Ingolstadt ist als drittes Bauprojekt der Um- und Neubau der Burg zu Burghausen hinzuzufügen. Dieser erfolgte nicht mehr unter Herzog Ludwig IX., sondern ab etwa 1479 unter Herzog Georg IV. von Bayern-Landshut. Da einer der maßgeblichen Berater dieses Projekts Hans Ebran von Wildenberg war, ist auch das Burghausener Schlossbauprojekt mit der älteren Konzeption Ludwigs in Verbindung zu bringen. Wie die beiden anderen Schlösser diente es der Manifestation der Wittelsbacher Herrschaft, die unter Georg weiterentwickelt wurde: Während aus ideengeschichtlicher Warte eine gewisse Kontinuität der beteiligten Personen, sei es der Vordenker, sei es der ausführenden Handwerker, während der Regierungszeit Herzog Ludwigs IX. zu beobachten ist, setzte Herzog Georg ab 1483 neue Impulse, etwa

994 Vgl. Großmann 2003, S. 17.

995 Vgl. Kap. 2.1.1.

durch die Bestallung Ulrich Pesnitzers⁹⁹⁶ als Hofbaubaumeister. Über die Abläufe der Aus- und Neubauten sind wir bis heute nur unzureichend informiert, denn der Forschungsstand zu Burghausen ist dürrig. Zwar wurde die Burganlage in den vergangenen zehn Jahren verstärkt in den Blick genommen und in vergleichender Perspektive anderen Schlossarchitekturen des ausgehenden 15. Jahrhunderts gegenübergestellt,⁹⁹⁷ wobei insbesondere die Bedeutung der innovativen Architektur Burghausens herausgearbeitet wurde, aber dennoch fehlt eine umfassende Bearbeitung.⁹⁹⁸ Auch an dieser Stelle wird keine umfassende Bauanalyse vorgenommen. Wie bereits bei den Bauten in Lauingen und Ingolstadt geht es darum, anhand von einzelnen Beobachtungen ein Verständnis für die das gesamte Herzogtum umfassende Konzeption Wittelsbacher Herrschaft zu erlangen.

Die Burganlage Burghausens unterscheidet sich von den zwei bisher besprochenen Architekturen. Während letztere in Residenzstädten angesiedelt waren, thront die Burg auf einem Bergrücken über der Stadt. Zudem war der Bau kein (partieller) Neubau, sondern ein Weiter- und Umbau eines bereits bestehenden Komplexes, der aus einer Reihe von sechs Höfen und unzähligen Gebäuden bestand. Unter Herzog Georg wurden vor allem an der Hauptburg Umbaumaßnahmen vorgenommen, etwa am Palas, am Dürnitzstock mit dem Zehrgaden sowie an der Elisabeth-Kapelle. Ein historisierendes Gewölbe, wie es in Lauingen oder Ingolstadt anzutreffen ist, findet sich im Zehrgaden des Palas (Abb. 166). Die historisierende Architektur wird dort am offensichtlichsten. Die Grate werden bewusst verzogen und auf unterschiedlichen Höhen angesetzt, um den Eindruck der Historizität noch mehr zu unterstreichen. Dafür wird ein homogener Raumeindruck zurückgestellt. Gleichzeitig wird nicht mehr auf eine frühromanische, sondern auf eine wesentlich jüngere, spätromanische Architektursprache zurückgegriffen. Daneben finden sich weitere historisierende Motive, so im Hof der Hauptburg. Die Fassade der Kemenate wird durch monumentale Rundbögen gegliedert (Abb. 167), so dass eine Art Schichtung der Wandfläche entsteht. Diese Idee der Fassadengestaltung findet sich ähnlich in romanischen Architekturen, etwa am Wormser Dom (1161–1181) oder auch im niederbayerischen Herzogtum, beispielsweise in Moosburg (um 1170).

Die Nachahmung der historischen Bauformen gelang in Burghausen so gut, dass noch vor wenigen Jahren der Zehrgaden in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert wurde.⁹⁹⁹ Die Perfektion dieser Täuschung deutet darauf hin, dass sich bewusst für

996 Ulrich Pesnitzer wurde zwar in den vergangenen Jahren im Hinblick auf seine Herkunft sowie seine Rolle am Hof der Landshuter Herzöge näher untersucht, doch bestehen noch immer Unklarheiten. Eine abschließende Studie zu seiner Bedeutung für die Innovationen im Burghausener Burgbau fehlt bisher. Vgl. Dorner 2004; Hoppe 2013a mit weiterer Literatur.

997 Vgl. März 2017; weiterhin Cook 1976, S. 97–104; Langer 2011.

998 Vgl. Hoppe 2013b, S. 173–200; Hoppe 2019, S. 30–35.

999 Erstmals wurde die Spätdatierung während einer Exkursion von Prof. Dr. Stephan Hoppe 2016 nach Burghausen diskutiert. Hierbei fiel auf, dass die Oberflächenbehandlung des an sich porösen Steins

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 166. Ulrich Pesnitzer (zugeschrieben), Zehrgaden, um 1480. Burg, Burghausen



Abbildung 167. Ulrich Pesnitzer, Fassade Kemnatenbau mit vorgeblendeter Arkadengliederung, um 1485. Burg, Burghausen

diese Formensprache entschieden wurde, und führt zu der Frage, warum eine solche altmodische Architektursprache als notwendig erachtet wurde. Die bereits für Lauingen und Ingolstadt belegte These, dass die historisierende Architektursprache als Ausdruck des historischen Bewusstseins des herzoglichen Hofes zu lesen ist, wird mit Blick auf Burghausen weiter unterfüttert, denn der dortige Residenzbau visualisiert den gewachsenen historischen Anspruch der Wittelsbacher auf das Land und die Verbindung der Dynastie mit dem Land Bayern. Viel stärker noch als Lauingen und Ingolstadt ist der Aus- und Umbau der Burghausener Burg mit dem Festschreiben der Wittelsbacher Dynastie verbunden. Dies manifestiert sich nachdrücklich an der Person Hans Ebrans von Wildenberg. Dieser wurde bereits als der Chronist vorgestellt, der mit Unterstützung Gelehrter Räte die Geschichte des *haws zu Bairn* erforschte und zusammenstellte. Daneben war Ebran einer der wichtigsten und einflussreichsten Amtsleute am Hof der Herzöge Ludwig IX. und Georg IV. Seit den frühen 1460er Jahren war er Hofmeister in Burghausen, zunächst der Herzogin Amalia, später der Herzogin Hedwig.¹⁰⁰⁰ Welche Wertschätzung die Herzöge Ebran entgegenbrachten und welche Stellung er daher einnahm, wird zudem daran ersichtlich, dass Herzog Ludwig IX. ihn zu seinem Stellvertreter ernannte für die Zeiten, in denen er selbst abwesend war. Hier ergeben sich erste direkte Anknüpfungspunkte zwischen dem ›Historiographen‹ Ebran, der am historischen Diskurs aktiv mitwirkte, und dem Amtmann Ebran, dem unter anderem die Wirtschaftsführung der Burg Burghausen oblag. Daher war er mit einiger Wahrscheinlichkeit am Um- und Ausbau der Residenz beteiligt.¹⁰⁰¹ Diskurs und Architektur kommen in der Person Ebrans zusammen.

Wie sehr die beiden Ebenen des theoretischen Geschichtsdiskurses und der praktischen Bauaufgabe zusammengedacht werden müssen, demonstriert eine unscheinbare Spolie auf der Innenseite des inneren Torbogens der Burg (Abb. 168). Die Inschriftentafel ist Teil eines antiken Grabsteins für einen gewissen Lucius Bellicius Quartio und seine Frau Saplia Belatumara. Die beiden lebten im benachbarten Iuvavum, dem heutigen Salzburg, wo Bellicius als Decurio wirkte.¹⁰⁰² Der bayerische Historiograph Johannes Aventin berichtet, dass der Stein in Baumburg, gut 30 km südwestlich von Burghausen, gefunden worden war. Nach Aventin war es Ebran, der die Tafel nach Burghausen

nur durch den Einsatz von Scharriereisen erfolgt sein konnte. Diese waren jedoch erst ab 1450 in Gebrauch. Vgl. März 2017, S. 98. Ebenso Hoppe 2021, S. 325–328.

1000 Vgl. Kap. 5.1.2, insbes. Anm. 904.

1001 Vgl. Ettelt-Schönewald 1996, S. 203–204; Biersack 2005, S. 22.

1002 Der in Kopie überlieferte Stein trägt folgende Grabinschrift: »Bellicius Seccius und Bellicus Achilles haben mit ihren Ehefrauen, wie es das Testament verlangte, dem Lucius Bellicius Quartio, Sohn des Lucius, dem Decurio von Juvavum und Richter, der 58 Jahre lebte, sowie seiner Frau Saplia Belatumara, die 62 Jahre alt wurde, [diesen Stein gesetzt]« (»L(ucio) Bellicio L(ucii) f(ilio) Quar / tioni decurioni / Iuvavensium II viro / iuris dicundi vixit an(nos) LVIII / Sapliae Belatumarae / coniugi an(norum) LXII Bellicius / Seccio et Bellicus Achilles / cum coniugibus ex testam(ento) faciendum curaverunt«). Zum Stein: Hefner 1845, S. 255–256, Wedenig 1997, S. 171, Nr. I 11; Hutter 2012, S. 83.



Abbildung 168.

Römisch, Grabstein für
Lucius Bellicius Quarto,
150/200 n. Chr., Kopie
1765 eingesetzt. Burg,
Burghausen

in die Burg überführen und dort an prominenter Stelle am Tor zur Hauptburg einmauern ließ.¹⁰⁰³ Dies belegt das Interesse Ebrans an Geschichte und findet in seiner Chronik eine Entsprechung, denn dort rekonstruiert er die Zeitepoche der römischen Herrschaft über das Herzogtum Bayern-Landshut, das er als Noricum bezeichnet. Die Inschriftentafel verweist auf die Zeit, als Bayern (oder zumindest Teile davon) zur römischen Provinz Noricum gehörte. Indem die Spolie in den Baukörper einbezogen wird, wird die römische Geschichte mit der Burganlage verbunden und ein Konnex zwischen dem antik-römischen und dem zeitgenössischen Burghausen hergestellt. Ganz bewusst wird von Ebran ein historisches Artefakt in die herrschaftliche Architektur eingebaut und mit neuem Inhalt aufgeladen; es geht ihm nicht um die Verwendung der Inschriftentafel als Bau-, sondern als Bedeutungsträger.¹⁰⁰⁴ Die individuelle Memorialfunktion des Grabsteins tritt in den Hintergrund, stattdessen wird er zum Beweis der römischen Vergangenheit des Herzogtums. Das bis dahin lediglich auf mittelalterlichen Schriftquellen fußende Wissen um eine römische Vergangenheit Noricums wird so mit einem authentischen, aus der Zeit stammenden Objekt belegt. Dadurch gelingt es, Niederbayern in eine Traditionslinie mit Noricum zu stellen – und die in der Ebran'schen Chronik postulierte römische Vergangenheit des Herzogtums zu belegen. Die Spolie legt den Schluss nahe, dass die Chronik Hans Ebran von Wildenbergs den Schlüssel

¹⁰⁰³ Vgl. Dopsch 2010, S. 16; Hutter 2012, S. 83.

¹⁰⁰⁴ Zur Fragestellung der Nutzung von Spolien als Bau- respektive Bedeutungsträger im Mittelalter vgl. Binding 2007. Jüngst diskutierte Arnold Esch die Frage nach den Hintergründen der Nutzung von Inschriftenspolien. Vgl. Esch 2019, insbes. S. 201.

zum Verständnis der niederbayerischen Schlossbauprojekte darstellt und als ideengeschichtlicher Überbau zu werten ist.

Die Chronik formuliert das aus, was die Architektur visualisiert: den historisch gewachsenen Anspruch der Wittelsbacher auf das Territorium. Die Spolie verbindet in gewisser Weise Chronik und Architektur, weil sie die historische Dimension der Residenz im wahrsten Sinne des Wortes einschreibt. Das Vermauern der Inschriftenplatte unterstreicht, wie ernst es Herzog Ludwig IX. beziehungsweise Georg IV. und ihren Räten damit war, die Dynastie und das Land in einem bestimmten historischen Rahmen zu verorten. Die neudeutsche Formulierung des *framing* erscheint für die Beschreibung dieses Prozesses geeignet. Denn es geht darum, die Dynastie der Wittelsbacher, unter einer bestimmten Prämisse darzustellen. Hierfür bedienten sich die Herzöge und ihre Räte einer mehrschichtigen Strategie, die unterschiedliche Rezipientenkreise ansprechen sollte und verschiedene Medien umfasste: Erstens die auf Deutsch verfasste Chronik Hans Ebran von Wildenbergs, die sich an Menschen richtete, die sich für die Geschichte Bayerns interessierten. Dieser Adressatenkreis musste zwar über ein gewisses Maß an Bildung verfügen, jedoch nicht des Lateinischen mächtig sein. In der Chronik werden immer wieder Verweise auf Noricum und die Antike eingestreut – dem interessierten Adeligen musste, überspitzt ausgedrückt, klar gemacht werden, dass Bayern einst römisch war. Ein zweites Medium der wittelsbachischen Strategie war die Architektur. Diese kommt per se ohne Worte aus und ist von allen Betrachtenden zu lesen. Doch war es einem spezifischen Publikum vorbehalten, die in Burghausen aufgegriffenen romanischen Formen einzuordnen und sie als eine Architektur zu decodieren, die auf eine vergangene Architektur verweist. Dürnitz und Zehrgaden wiederum waren nur einem ausgewählten Personenkreis zugänglich, nämlich der obersten Führungselite des Herzogtums. Dazu gehörten die Pfleger, Rentmeister und Gelehrten Räte. Diese Elite zeichnete sich durch ein Interesse an Geschichte aus, sei es aus ritterlich-höfischer oder gelehrt-humanistischer Perspektive. Daraus kann abgeleitet werden, dass die sprachlose Architektur als eine historisierende begriffen wurde. Vor dem Hintergrund der Bildung und der Interessen dieser Führungselite ist evident, dass sie verschiedene Epochen und die ihnen eigenen Stile zu unterscheiden wusste. Das dritte Medium, mit dem das Bild der Wittelsbacher Geschichte kommuniziert wurde, ist schließlich die Spolie am Eingang der Hauptburg: Sie richtete sich an die Gelehrten Räte, die des Lateinischen mächtig waren.¹⁰⁰⁵ Die Grabinschrift verknüpft Burghausen unmittelbar mit der römischen Geschichte. Erst durch das aus klassischen antiken Texten wie etwa aus Tacitus' »Germania«, vor allem aber aus Strabons »Cosmographia«¹⁰⁰⁶ gewonnene

1005 Weder Herzog Ludwig IX. noch Herzog Georg IV. sprachen Latein. Vgl. Märkl 2014, S. 51.

1006 Das 17-bändige Werk des griechischen Historiographen und Kartographen Strabon (um 63 v. Chr. bis um 23 n. Chr.) wurde ab etwa Mitte der 1450er Jahre durch die Humanisten verstärkt herangezogen, um eine germanische Antike zu rekonstruieren. Der erste Humanist, der sich nachweislich Strabons bediente, war Pius II. in seiner 1457/58 erschienenen »Germania«. Vgl. Mertens 2004, S. 67–71.

Wissen entfaltet diese Spolie ihre Bedeutung vollumfänglich. Burghausen war Teil der Provinz Noricum, war damit Teil des römischen Imperiums und des römisch-antiken Kulturkreises, in welchem sich der Herzogshof verorten wollte.

Diese mehrschichtige Herrschaftskonzeption stellt die Anspruchshaltung Ludwigs IX. und Georgs IV. unter Beweis: Die sogenannten ›Reichen Herzöge‹ spielten im Hinblick auf ihren Reichtum und ihren Machtanspruch in der ersten Liga der europäischen Fürstenhäuser. Ihr Referenzrahmen waren der Kaiser und die Kurfürsten. Dies wird bei einem Abgleich mit den an diesen Höfen ungefähr zeitgleich entstehenden Architekturen offensichtlich. Seit den 1460er Jahren fanden rippenlose Gewölbe, wie sie in den niederbayerischen Residenzen zu beobachten sind, in die Neubauten des Kaiserhofs sowie anderer fürstlicher Höfe Eingang. Die ersten Einwölbungen in diesem Stil finden sich in der Grazer Residenz. Kurz danach wurden derartige Formen, möglicherweise parallel mit Landshut, am sächsischen Kurfürstenhof unter dem Landeswerkmeister Arnold von Westfalen verwendet. Ähnliche Gewölbefiguren weisen unter anderem die Meißener Albrechtsburg, die Dresdner Residenz und das Schloss Colditz auf.¹⁰⁰⁷ Auch intellektuell wollten die Landshuter Herzöge dem Kaiser sowie den Kurfürsten ebenbürtig sein, wie die Bestattung einer Vielzahl profilierter und bekannter Frühhumanisten zeigt. Aus dieser Stellung heraus und durch die Gelehrten Räte unterstützt, trugen die Landshuter Herzöge Ludwig IX. und Georg IV. ihr Selbstverständnis als Köpfe eines der vier führenden Häuser des Reiches, wie Ebran es formulierte, nach außen.

Um diese Agenda weithin verständlich zu kommunizieren, bedurfte es, wie die Residenzbauten Laingen, Ingolstadt und in besonderem Maße Burghausen zeigen, visueller Zeugnisse – und damit auch Baumeister, die in der Lage waren, den hohen Ansprüchen zu genügen. Der historische Anspruch musste sinnlich wahrnehmbar werden. Die Kunst des Baumeisters bestand darin, die verschiedenen Versatzstücke, das heißt historisierende Motive, zu einer homogenen Architektur zusammenzufügen und Unterschiede der Stillagen so zu verschleifen, dass sie im Zusammenspiel stimmig waren. Die Zurschaustellung der Vergangenheit war ein Topos, welcher dem Hofgesinde und gebildeten Gästen Gelehrsamkeit vor Augen führte. Das so zur Schau gestellte Geschichtsbewusstsein unterstrich die von Ebran in seiner Chronik mehrfach betonte Stellung der Wittelsbacher als führende Dynastie.¹⁰⁰⁸ Vor diesem Hintergrund können die historisierenden Bauformen der Wittelsbacher Residenzen als Argument einer breit angelegten Strategie der Herrschaftslegitimierung und Machtpolitik gedeutet werden. Dabei wird weniger ein konkreter Zeitpunkt referenziert, der Rückbezug ist eher diffus und assoziativ, denn architektonische Zeugnisse der römischen Vergangenheit

1007 Vgl. Hoppe 2018, S. 520–524; Hoppe 2019, S. 35–36.

1008 Die historische Legitimation der dynastischen Stellung war nicht nur für die Landshuter Wittelsbacher von entscheidender Wichtigkeit, sondern auch für andere Dynastien. Eine derartig anspruchsvolle Architektur ist ab etwa 1460 auch in Sachsen, Schwaben und Österreich zu finden. Für Sachsen und die Bischofshöfe von Passau sowie Salzburg vgl. Hoppe 2019 und Hoppe 2021.

Niederbayerns gab es nicht. An ihre Stelle tritt die Grabinschrift des Lucius Bellicius Quartio. Sie wird bewusst eingesetzt, um den Fokus des gelehrten Betrachters auf den Zusammenhang zwischen Bayern und dem antiken Noricum zu richten. Die gebaute Architektur der Landshuter Herzöge Ludwig IX. und Georg IV. wird damit zu einer Weiterführung des gesprochenen und geschriebenen Wortes, Sprache, Geschichtsrezeption und Architektur gehen eine Symbiose ein.

5.2.1.2 *Im Zeichen der Reform: Retrospektive Tendenzen in Klöstern*

Zeitgleich zu den romanisierenden Architekturen Herzog Ludwigs IX. entstanden in vielen Klöstern bzw. Stiften¹⁰⁰⁹ des Herzogtums neue Kirchen und Wirtschaftsgebäude, die sich ebenfalls romanischer Motive bedienten. So wurden zwischen 1450 und 1479, teils auf direkte Veranlassung des Herzogs, viele Klöster reformiert, darunter die Attel (1452), Mondsee (1435, 1451), Niederaltaich (1451, 1468) und Raitenhaslach (1474/75). Zudem befanden sich mit dem Augsburger Kloster St. Ulrich und Afra (1441, 1457) und dem Kloster Tegernsee (1426) Zentren der Reform in unmittelbarer Nachbarschaft des Herzogtums, denen der Herzog auf verschiedene Arten verbunden war.

In diesem Abschnitt geht es darum, anhand dreier Fallstudien nachzuvollziehen, wie im Rahmen der Reform das Bildungsniveau in den Klöstern gehoben wurde und eine verstärkte Auseinandersetzung der Konvente mit der eigenen Klostergeschichte einsetzte. Es wird argumentiert, dass das erwachende Geschichtsbewusstsein dahingehend Folgen für die Neuerrichtung der Konventsgebäude und -kirchen hatte, als dass in den Architekturen retrospektive Formen aufgegriffen wurden. Dabei kann auf vielfältige Forschungen abgestellt werden. Das Thema der Klosterreform ist von Seiten der Geschichtswissenschaft aus unterschiedlichen Perspektiven bearbeitet worden. In den letzten Jahren wurde verstärkt herausgearbeitet, dass die Reform in den Klöstern zu einer Auseinandersetzung mit damals aktuellen Diskursen führte.¹⁰¹⁰ Unter dem Schlagwort des Klosterhumanismus versammelten sich seit den späten 1970er Jahren diverse Forschungen, welche die mannigfachen Veränderungen in den Klöstern mit dem Humanismus in Verbindung brachten.¹⁰¹¹ Kritisch merkte jedoch Müller an, dass es ein Übergewicht an punktuellen, auf den Einzelfall bezogenen Studien gebe, es jedoch an einer systematischen Betrachtung dieses Phänomens mangle.¹⁰¹² Seitens der Kunstgeschichte wurden die Reformbemühungen des 15. Jahrhunderts weitaus weniger erforscht. Vorrangig wurde die Klosterreform vor dem Hintergrund des aufkommenden

1009 »Stift« und »Kloster« werden bei der Betrachtung der im Salzkammergut liegenden Klöster entsprechend dem österreichischen Sprachgebrauch synonym verwendet.

1010 Zum Beispiel Israel 2006. Vgl. weiterhin Bischof 2013; Dendorfer 2015; ebenso Treusch 2011, S. 3–14; Drossbach/Wolf 2018; Paulus 2018b, insbes. S. 283–285.

1011 Eine gute Zusammenfassung des Forschungsstandes bei Müller 2006, S. 3–5.

1012 Beispielhaft für eine von Müller kritisierte Einzelstudie: Schlechter/Pelgen 2016; vgl. Müller 2006, S. 31.

Buchdrucks sowie der Buchausstattung untersucht.¹⁰¹³ Eine (auch nur exemplarische) Studie zu klösterlichen Bauprojekten im Zuge der Reformen liegt bisher nicht vor, obwohl immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass Um- und Neubauten von Klosterkirchen und Konventsgebäuden in einem zeitlichen Zusammenhang mit Reformen stehen.¹⁰¹⁴ Dies ist überraschend, weil in der einschlägigen Literatur wiederholt auf die irritierend anachronistischen Architekturen neu errichteter Klosterkirchen hingewiesen wurde.¹⁰¹⁵ Nachfolgend werden die Ansätze der Geschichtswissenschaften und der Kunstgeschichte miteinander verflochten. Entsprechend wird in Fortführung von Stephan Hoppes Überlegungen¹⁰¹⁶ als These formuliert, dass retrospektive Architektur motive aufgegriffen wurden, um an eine als ruhmreich wahrgenommene Vergangenheit der Klöster anzuknüpfen und den wirtschaftlichen wie sittlichen Verfall der Klöster vergessen zu machen. Die Klosterreform war mit ihrer Restauration von *temporalia* und *spiritualia* das auslösende Momentum für diese historisierende Architektursprache.

Das Kloster Mondsee und das Mondseeland als historisierte Landschaft

Das Kloster Mondsee im Salzkammergut, zu dem die Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Abersee gehörte, erlebte im 15. Jahrhundert in Folge der Reform eine Blütephase. Bis 1506 unterstand das Kloster als Exklave dem Rentamt Burghausen. Aufgrund seiner exponierten Lage zwischen den Herzogtümern Bayern und Österreich befand es sich im Spannungsfeld der wittelsbachischen und der habsburgischen Dynastie.¹⁰¹⁷ Bereits vor der Regierungszeit Ludwigs bestanden Kontakte zu den Herzögen von Bayern-Landshut, so wurde etwa Johann Trenbeck, der zuvor Hofkaplan Herzog Heinrichs XVI. gewesen war, im Jahr 1415 Abt von Mondsee. Der Reformabt Simon Reuchlin wiederum wurde 1462 von Herzog Ludwig IX. auf vier Jahre als Pfleger der Herrschaft Wildeneck bestellt, welche das Kloster für den Herzog verwaltete und dafür von diesem mit 1.200 Pfund Pfennig entlohnt wurde.¹⁰¹⁸ Zudem pilgerten Herzog Georg IV. und Herzogin Hedwig im Jahr 1478 nach St. Wolfgang, im Jahr darauf Hedwig in Begleitung der Herzogin Amalia.¹⁰¹⁹

1013 Vgl. Suckale 2012b; Schuller-Juckes 2009.

1014 So z. B. im Falle des Augsburger St.-Ulrich-und-Afra-Klosters. Vgl. Kapt. 2.1.2, Anm. 118.

1015 Vgl. Bellot 2011.

1016 Vgl. Hoppe 2003, insbes. S. 103: »In Italien wurde mit dem Aufblühen des Humanismus auch die Baukunst der Antike als in ihren Formen und Prinzipien wiederzugewinnende Kulturleistung aufgefasst, und es tritt immer mehr in das heutige Bewusstsein, dass auch in Nordeuropa früh, wenn auch vorerst punktuell, solche Geistesströmungen virulent waren.«

1017 Vgl. grundlegend Wintermayr 1938; Straub 1981; Kunze 1991; Heilingsetzer 1998.

1018 Vgl. Kunze 1991, S. 28, Heilingsetzer 1998, S. 28; Ettelt-Schönewald 1999, S. 599; München, BayHStA, KBÄA 4720, fol. 215. Zur Gliederung des Rentamts Burghausen vgl. Ettelt-Schönewald 1999, S. 400–412.

1019 Landshut lag selbst auf dem Pilgerweg nach St. Wolfgang. Die Menschen kamen nicht wegen der qualitätsvollen Kunstobjekte in das Salzkammergut, sondern aus religiösen Gründen, etwa weil sie

Das Kloster wurde zweimal visitiert: zunächst 1435 und ein weiteres Mal 1451. Die von den Visitatoren geforderten Änderungen wurden unter Abt Simon Reuchlin (1420–1463) aus Braunau begonnen, sodass die Visitatoren bereits 1451 zu einem positiven Urteil kamen. Reuchlins Nachfolger Benedikt Eck (1463–1499) aus Vilsbiburg führte die Reform konsequent weiter.¹⁰²⁰ In einem ersten Schritt wurden die Wirtschaftsgebäude des Klosters, in einem zweiten wurde die Stiftskirche vollständig erneuert. Danach wurden die Kirchen der umgebenden Dörfer in Stand gesetzt und schließlich der zum Kloster gehörende und ihm unterstehende Wallfahrtsort St. Wolfgang am Abersee grundlegend umgebaut. Damit ging eine Neustrukturierung der Klosterwirtschaft einher, die den Grundstein legte für einen kontinuierlichen Aufschwung, der die gesamte zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts andauerte. Zudem wurden ab den 1440er Jahren der Kapitelsaal und der Kreuzgang neu errichtet.

Viele dieser Gebäude stehen heute nicht mehr oder sind, wie der Kreuzgang, nur partiell erhalten. Einen gewissen Eindruck der originären Architektur vermittelt der 1444 vollendete, annähernd quadratische Kapitelsaal mit seiner zentralen, schlanken Säule, von welcher aus sich ein Dreistrahlgewölbe entfaltet (Abb. 169). Die Raumstruktur verweist auf ältere, zisterziensische Bautraditionen.¹⁰²¹ So ähnelt der Mondseer Kapitelsaal beispielsweise dem auf 1225 datierten Refektorium in Maulbronn und dem gut 100 Jahre später errichteten Bebenhäuser Sommerrefektorium (Abb. 170). Dass ein benediktinisches Kloster im Kontext der Reform zisterziensische Formen aufgriff, war nicht ungewöhnlich, wie die Refektorien im Kloster Blaubeuren (1469–1490) und im Kloster Bebenhausen (1495/1500) belegen. Dort wurden ebenso spätromanische beziehungsweise frühgotische Formen verwendet, die auf ältere Teile der Klosteranlagen verwiesen.¹⁰²² Diese beiden Beispiele aus dem schwäbischen Raum verdeutlichen die überregionale Entwicklung und Nutzung retrospektiver Architekturen. Wie in Mondsee kann auch etwa für Bebenhausen nachgewiesen werden, dass einige der dort wirkenden Äbte an der Tübinger Universität, die um 1500 ein Umschlagplatz humanistischer Ideen war, gewirkt hatten.¹⁰²³ Mondsee ist Teil einer in vielen Klöstern des süddeutschen Raumes zu beobachtenden Entwicklung.

Weitaus deutlicher wird der Rückgriff auf historische Bauformen in der unter Abt Benedikt Eck begonnenen Stiftskirche St. Michael. Die dreischiffige Staffellochkirche¹⁰²⁴ mit

auf Wallfahrt nach St. Wolfgang, nach Rom oder gar ins Heilige Land waren. Dabei lernten sie gleichwohl die dortigen Altäre kennen. Vgl. Steiner 1999, S. 128–129; Dorner 2002, S. 136.

1020 Vgl. Heilingsetzer 1981, S. 20.

1021 Vgl. Schmidt 1999, S. 65. Zur zisterziensischen Architektur vgl. Untermann 2001. Zu retrospektiven Tendenzen in der zisterziensischen Architektur vgl. Untermann 2010.

1022 Schmidt 1999, S. 65. Zur Bauphase unter Reuchlin vgl. Hartig 1923, S. 22; Apfenthaler 1981, S. 151–152; Kunze 1991, S. 27, 62; Heilingsetzer 1998, S. 14–15.

1023 Vgl. Hoppe 2018, S. 530–531 mit weiterer Literatur.

1024 Die Einordnung der Kirche als Staffellochkirche ist umstritten. Vgl. z. B. Hanke 2007, S. 100, Anm. 112.



Abbildung 169. Unbekannter Baumeister, Kapitelsaal (Zustand vor 1991), vor 1450. Kloster Mondsee, Mondsee

vierjochigem Vorchor und einem durch eine breite Treppenanlage davon abgegrenzten Hochchor wurde 1470 begonnen und durch den Burghausener Baumeister Hans Lengdörffer errichtet. Die Weihe erfolgte 1497.¹⁰²⁵ Der altertümliche Eindruck des Mittelschiffs wird durch das Zusammenspiel von moderner Wechselberger-Figuration und starker Betonung der Wandflächen hervorgerufen. Es wirkt, verstärkt durch die farbige Fassung der Dienste und Gewölberippen, als wäre ein ›modernes‹ Gewölbe in einen älteren Bau eingefügt worden, dessen Wände übernommen wurden. Diese sind bis auf die großen, die gesamte Breite der Joche einnehmende Spitzbögen und kleine, ebenfalls spitzbogige Fenster ungegliedert. Der angedeutete Stützenwechsel von Halbsäulen und oktagonalem Pfeiler beleben die Wände etwas. Im Vergleich zu etwa zeitgleich entstandenen regionalen Kirchbauten wird deutlich, wie anders die Architektur der Mondseer Stiftskirche bereits für Zeitgenossen gewirkt haben muss. Der Grundstein für die 60 km entfernte, 1466 geweihte Kirche St. Stephan in Braunau war 1439 gelegt worden, und obwohl der Baumeister Stephan Krumenauer ebenfalls den Typ einer Staffelhalle

¹⁰²⁵ Zur Baugeschichte liegt keine neuere Publikation vor. Vgl. daher Apfenthaler 1981.



Abbildung 170. Unbekannter Baumeister, Sommerrefektorium, nach 1335. Kloster Bebenhausen, Bebenhausen

wählte, erscheint die Kirche weitaus offener und ›moderner‹ als die Mondseer Stiftskirche. Während in Braunau ein Einheitsraum geschaffen wurde und die Wandflächen zwischen Haupt- und Seitenschiffen fast vollständig reduziert wurden, sind die Seitenschiffe in Mondsee bewusst vom Hauptschiff abgegrenzt, wodurch eine wesentlich gedrungene, antiquiertere Raumwirkung erzielt wird.¹⁰²⁶

Den Betrachtenden werden durch die Gegenüberstellung von Wandflächen und grazilem Sterngewölbe in Mondsee unterschiedliche Stilmodi vor Augen geführt. Während die massiven Wände und der Stützenwechsel auf eine ältere Architektursprache Bezug nehmen, verweist das Sterngewölbe auf die Gegenwart des 15. Jahrhunderts. Durch die Nutzung, Gegenüberstellung und Inkorporation zweier Stilsysteme wird im Kirchenbau Zeitlichkeit visualisiert.¹⁰²⁷ Diese Vermischung von Tradition und Innovation könnte darauf hinweisen, dass es den Erbauern der Kirche darum ging, an eine weit zurückliegende Vergangenheit des Klosters anzuknüpfen. Dabei wurde aber nicht

¹⁰²⁶ Vgl. Hanke 2007, S. 100–101.

¹⁰²⁷ Vgl. Hoppe 2007c, S. 240; sowie grundlegend J. Assmann 1992, S. 139–140; A. Assmann 1999, S. 64.

an den romanischen Vorgängerbau angeknüpft, wie die Ergebnisse einer ausführlichen Grabungskampagne verdeutlichen: Bis auf die südlichen Außenmauern wurde kein Bauteil in den Neubau mit einbezogen.¹⁰²⁸ Die Architektur fingiert ihr Alter lediglich. Die Übernahme traditioneller Architekturmotive, die stilistisch auf Braunauer und Burghausener Bautraditionen zurückgehen, ist daher als eine bewusste Entscheidung für diese Formensprache zu werten. Angesichts der vielfältigen Möglichkeiten, die den Baumeistern um 1470 offenstanden, taugt die Form an sich nur noch eingeschränkt als Indiz für eine Datierung.¹⁰²⁹ Dies erschwert zwar zunächst die Einordnung der Mondseer Formensprache, gleichzeitig wird aber der / die Bauforscher / in beziehungsweise Kunsthistoriker / in gezwungen, andere Faktoren, wie etwa den intellektuellen Hintergrund der Auftraggeber, näher zu analysieren.

Im Falle des Klosters Mondsee ging der Kirchen- und Konventsneubau einher mit einem tiefgreifenden Paradigmenwechsel hinsichtlich der Erwartungshaltung gegenüber der (Aus-)Bildung der Mönche – ganz im Sinne der Reform. Mondsee wurde das unangefochtene geistige und kulturelle Zentrum des Mondseelandes, welches sich durch seine Innovationskraft auszeichnete.¹⁰³⁰ Viele Mönche aus dem Mondseeland wurden zum Studium nach Wien geschickt.¹⁰³¹ Zudem schlossen sich Persönlichkeiten wie Johannes (Hieronymus) de Werdea dem Kloster an.¹⁰³² In seiner Person verbindet sich monastischer Reformgeist mit humanistischem Gelehrtentum. Zwischen 1445 und 1451 wirkte er als Professor an der Universität Wien im Umkreis Enea Silvio Piccolominis, dann schloss er sich dem Mondseer Konvent an, wo er unter Abt Benedikt Eck seit 1463 Prior war. Im Kloster setzte er seine wissenschaftlichen Studien fort und beschäftigte sich vor allem mit Grammatik, aristotelischer Logik sowie Poetik. Ein besonderes Anliegen war ihm, in Übereinstimmung mit den Zielen der Reform, die Klosterbibliothek auszubauen und Wissen durch einen aktiven Bestandsaufbau zugänglich zu machen.¹⁰³³ Durch Werdeas Einsatz für die Klosterbibliothek und das Skriptorium kamen Kontakte nach Salzburg zu dem Buchilluminator Ulrich Schreier zustande, der viele der neuen Inkunabeln band und illuminierte, so etwa eine 1472 bei Johann Sensenschmidt gedruckte Ausgabe von Albrecht Eybs »Margarita poetica«.¹⁰³⁴ Neben Werdea trugen der Melker

1028 Zusammenfassung der Grabungsergebnisse zum romanischen Vorgängerbau bei Offenberger 1993, S. 61–81.

1029 Vgl. Nußbaum 1983, S. 71–72.

1030 Vgl. Zibermayr 1961, S. 76, Heilingsetzer 1981, S. 20 und Lipp 1981, S. 92.

1031 Vgl. Heilingsetzer 2020, S. 100–101.

1032 Vgl. Glückert 1930; Art. »Johannes de Werdea (Hieronymus von Mondsee)« von Jürgen Stohlmann. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 4. Berlin 1983, Sp. 799–811.

1033 Vgl. Heilingsetzer 1998, S. 14–15; Paulus 2018b, S. 275–276.

1034 Linz, Österreichische Landesbibliothek (OÖLB Linz), Ink. 250. Vgl. hierzu Schuller-Juckes 2009, Kat.-Nr. 32, S. 175 mit weiterer Literatur. Zur Tätigkeit Schreiers für das Kloster Mondsee in den Jahren 1470 bis 1474 vgl. Heilingsetzer 1998, S. 33; Schuller-Juckes 2009, S. 38–41. Schuller-Juckes

Abt Ludwig Schanzler sowie Benedikt Eck wesentlich zum Ausbau der Mondseer Bibliothek bei.¹⁰³⁵ Zudem reisten Mönche aus anderen benediktinischen Klöstern, wie etwa aus St. Ulrich und Afra in Augsburg, nach Mondsee, um dort neueste (Reform-) Schriften zu kopieren. So kam 1481/82 der Mönch Simon Weinhart nach Mondsee, um unter anderem Werke von Johannes von Werdea sowie Johannes Schlitpacher abzuschreiben.¹⁰³⁶

Die historisierende Architektur der Mondseer Kirchbauten entstand in einem Konvent, der, angeregt durch Impulse der Reform, einen Schwerpunkt auf Bildung legte. Ein Aspekt dessen ist wiederum die Auseinandersetzung mit Geschichte. Bereits vor der Reform, unmittelbar im Anschluss an das Konstanzer Konzil, soll Abt Johann Trenbeck eine »*Historia Concilii Constantiensis*« für das Kloster verfasst haben.¹⁰³⁷ Insbesondere Johannes von Werdea beschäftigte sich eingehend mit der Klostergeschichte. So schrieb er eine in Hexametern abgefasste »*Legenda S. Wolfgangi*«¹⁰³⁸ sowie einen Kommentar zur Lebensgeschichte des Heiligen.¹⁰³⁹ Daneben erforschte Werdea beispielsweise die Weltgeschichte, wozu er sich rege mit dem Melker Mönch und engagierten Reformen Johannes Schlitpacher austauschte.¹⁰⁴⁰ Die Auseinandersetzung Werdeas mit der Weltgeschichte und der unmittelbaren Klostergeschichte verdeutlicht, wie relevant das Geschichtsbewusstsein dafür ist, die retrospektive und historisierende Architektur des Mondseer Klosters zu verstehen.

Ein weiterer Auslöser für die intensivere Beschäftigung mit der Klostergeschichte könnte ein historisches Ereignis gewesen sein: Im Jahr 1476 jährte sich zum 500. Mal die Grundsteinlegung der zu Mondsee gehörenden Wolfgangskirche am Abersee. Der Überlieferung nach soll dort der heilige Wolfgang von Regensburg (um 924–994) im Jahr 976 eigenhändig mit dem Bau einer Johannes-Kirche begonnen haben. Acht Jahre zuvor, 968, war der Heilige vom Augsburger Bischof Ulrich zum Priester geweiht worden. Dem heiligen Ulrich wiederum war unweit des Klosters eine kleine Kapelle geweiht, die heutige Mariahilfkapelle. Diese wurde vermutlich vom heiligen Wolfgang in Erinnerung an den heiligen Ulrich errichtet und in den 1450er Jahren erneuert.¹⁰⁴¹

verortet rund zwanzig Bücher aus Mondsee in die Werkstatt Schreiers, die in der OÖLB Linz aufbewahrt werden.

1035 Schanzler schenkte dem Kloster 1471 diverse Bücher, Eck vermachte noch vor seinem Ordenseintritt seine Bücher der Bibliothek. Vgl. Heilingsetzer, S. 105.

1036 Vgl. Graf 1996a, S. 121 mit weiterer Literatur.

1037 Apfenthaler 1981, S. 151; Steer 1981, S. 262, Anm. 57; Kunze 1991, S. 26; Heilingsetzer 1998, S. 13.

1038 Unter anderem enthalten in BSB, Clm 4423, fol. 67r–75v (1481) und BSB, Clm 4381, fol. 116v–126r (1497).

1039 Wien, ÖNB, Cod. 3777.

1040 Johannes Schlitpacher war Visitor in St. Ulrich und Afra 1441 und 1457. Vgl. zu ihm Art. »Schlitpacher, Johannes« von Benedikt Konrad Vollmann. In: *Neue deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 23. Berlin 2007, S. 93–94.

1041 Zur Geschichte der Ulrichskapelle summarisch: Heilingsetzer / Reisinger 2007, S. 13–14.

Neben der Wolfgangskirche und der Ulrichskirche wurden in der Mitte des 15. Jahrhunderts weitere Kirchen instand gesetzt, so die Kirchen St. Kilian (Weihe 1470) und St. Konrad in Oberwang, etwas mehr als zehn Kilometer östlich von Mondsee gelegen. Beide sind ebenfalls mit dem heiligen Wolfgang und/oder dem Mutterkloster verbunden. Der heilige Wolfgang hatte die Verehrung des heiligen Kilian im Mondseeland eingeführt, während die ab 1470 erbaute Konradskirche auf den Reformabt Konrad II. Bosinlother († 1145) verweist. Konrad war wegen seiner Reformbemühungen in Oberwang erschlagen worden. Beide Kirchen wurden in Folge der Mondseer Reform durch Reuchlin und Eck errichtet.¹⁰⁴² Damit entstanden gleichzeitig vier Kirchbauten, die eng mit der Klostergeschichte verbunden sind. Vor allem die Wolfgangskirche am Abersee unterstreicht, dass sich die Erbauer der historischen Dimension des Ortes bewusst waren.

Der Neubau der Wallfahrts- und späteren Klosterkirche St. Wolfgang erfolgte in zwei Etappen. Zunächst ließ Reuchlin ein neues Langhaus errichten, sein Nachfolger Eck beauftragte dann den Bau eines neuen Chores, den 1477 der Passauer Bischof Ulrich von Nussdorf weihte.¹⁰⁴³ Durch historische Quellen sowie bautechnologische Untersuchungen ist bekannt, dass die bestehende Vorgängerkirche »bei laufendem Betrieb« zurückgebaut und gleichzeitig mit dem Neubau begonnen wurde. So wurde beispielsweise »die neue Wölbung des Hauptschiffes mit den tragenden Gliedern, den Pfeilern und Diensten, noch innerhalb der noch erhaltenen zweischiffigen Vorgängerkirche begonnen«.¹⁰⁴⁴ Daraus folgt, dass den zeitgenössischen Pilgern die Symbiose von Altem und Neuem unmittelbar vor Augen stand.

Alte Bausubstanz wurde bewusst in den Neubau miteinbezogen. Dies verdeutlichen drei um 1380 entstandene Portale, die in den Kirchbau integriert wurden.¹⁰⁴⁵ Diese Praxis, ältere Bauornamente/-teile als eine Art Spolien zu verwenden, findet sich etwa am 1499 von Wolfgang Wisner errichteten Südportal des Benediktinerinnenstifts auf dem Nonnberg in Salzburg. Dort wurden in das Tympanon zwei Bauteile des romanischen Vorgängerbaus integriert.¹⁰⁴⁶ Dies führt zur Frage, wie diese Übernahme in St. Wolfgang zu deuten ist. Sie ist sicherlich nicht dadurch zu erklären, dass dem Konvent die nötigen Finanzreserven für einen vollständigen Neubau gefehlt hätten, wie nicht zuletzt der vor 1471 erfolgte Auftrag an Michael Pacher für einen großen Altar belegt.¹⁰⁴⁷ Durch die zyklisch-chronologische Verknüpfung der Jahre 976 und 1476 könnte die Verwendung der älteren Bauformen als Absicht verstanden werden, Asso-

1042 Vgl. Hainisch/Woisetschläger 1977, S. 220; Lipp 1981, S. 88; Kunze 1991, S. 43–44.

1043 Vgl. Zibermayr 1952, S. 135; Ulm 1994.

1044 Ulm 1994, S. 78.

1045 So Zibermayr 1952, S. 135. Ulm will sich dagegen nicht festlegen. Er überlegt, dass ohne die romanisierenden Formen eine Datierung auch in das frühe 15. Jahrhundert möglich erschiene. Vgl. Ulm 1994, S. 84.

1046 Vgl. Hoppe 2018, S. 89–91.

1047 Vgl. Zibermayr 1912.

ziationen zwischen dem historischen Ereignis der Grundsteinlegung der Kirche durch den heiligen Wolfgang und der zeitgenössischen Gegenwart auszulösen. Insofern wäre es für den Pilger unerheblich gewesen, dass die Portale nicht aus dem 10. Jahrhundert stammten, sondern erst um 1380 entstanden waren. Die Portale sind Sinnbilder für die Historizität des Ortes und wurden als alt wahrgenommen.

Im Zentrum der Architekturen im Kloster Mondsee sowie seiner Filialen steht die Heiligenlegende des heiligen Wolfgang von Regensburg. Die Architektur wird zu einer Form des *gedechtnus* beziehungsweise zu einem visuellen ›Erinnerungsspeicher‹ mit dem Ziel der »Sicherung und Erneuerung historischer Überlieferung«¹⁰⁴⁸ für die Nachwelt. Durch das Aufgreifen alter Formen, die in einen neuen, modernen Kontext eingebaut werden, wird die Vergangenheit referenziert und für die Zukunft in die Gegenwart überführt, sodass eine Form der ›Erinnerungskultur‹ geformt wird.¹⁰⁴⁹ Die Architektur wird damit in Mondsee »zur Demonstration monastischer Ideale«.¹⁰⁵⁰ Im Falle Mondsees geht diese Demonstration über das unmittelbare Kloster hinaus. Überall im Mondseeland wurden unter dem Einfluss der Reform von den Äbten Reuchlin und Eck neue Kirchbauten errichtet, die ältere Bauformen bewusst integrieren. Das gesamte Mondseeland wurde dadurch zu einer historisierten Landschaft, die an historische Ereignisse rückgekoppelt wurde. Die Aussage Lipps, »die Kunst des Mondseelandes [...] [sei] gestaltgewordene Legende ihrer eigenen Geschichte«,¹⁰⁵¹ umschreibt dieses Phänomen treffend.

Gemaltes Antikenbewusstsein: Das Atteler Retabel

Neben dem Konvent in Mondsee wurde eine Reihe weiterer Klöster im Herzogtum visitiert. Darunter waren die Klöster Attel, Niederalteich und Raitenhaslach, deren Konvents- und Wirtschaftsgebäude im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts erneuert wurden. Diese Umbaumaßnahmen sind aufgrund späterer Überformungen im Barock jedoch nicht mehr sichtbar. Im Fall Raitenhaslachs sind sie nur durch Quellen zu rekonstruieren. So wurde dort etwa unter Abt Johannes Holczner eine neue Abteikapelle gebaut und während seiner Amtszeit die Neuerrichtung von Kirchen in der Umgebung, zum Beispiel Niederbergkirchen und Burgkirchen an der Alz, vorangetrieben.¹⁰⁵² Auch die Forschungslage zum Kloster Attel erweist sich als äußerst schwierig.¹⁰⁵³ Bekannt ist, dass

1048 Art. »Kaiser Maximilian« von Jan-Dirk Müller. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters, hrsg. von Kurt Ruh und Gundolf Keil, Bd. 6. Berlin 1987, Sp. 208–209.

1049 Zum Begriff der Erinnerungskultur vgl. J. Assmann 1992, insbes. S. 30–31, sowie zu dessen Transfer auf die (Kunst-)Geschichte Graf 2003, S. 22. Vgl. weiterhin Apfenthaler 1981, S. 160.

1050 Untermann 2010, S. 237.

1051 Lipp 1981, S. 88.

1052 Vgl. Krausen 1977, S. 286. Die Klöster Attel und Niederalteich wurden ebenso barockisiert. Vgl. Lohse 2007, S. 193–267; zu Niederaltaich: Deutinger/Deutinger 2018.

1053 Laura Scherr fasste die problematische Quellenlage zu Attel, auch mit Blick auf die Neuzeit, pointiert zusammen: »Im Bezug auf die Lebens- und Regierungsdaten der Äbte beginnt die Neuzeit, wie das

der bereits aus Mondsee bekannte Melker Mönch Johannes Schlitpacher das Kloster 1451/52 im Auftrag von Nicolaus Cusanus visitierte, obwohl der Zustand des Klosters wohl verhältnismäßig gut war.¹⁰⁵⁴ Trotz dieser schwierigen Ausgangslage finden sich verschiedene Belege für die künstlerische Auseinandersetzung mit der Geschichte und älteren Architekturstilen, und zwar auf Altarretabeln, die sich wiederum in die Reformbemühungen der Klöster einordnen lassen.

Eine solche Auseinandersetzung damit, wie historische Ereignisse in historisierender Umgebung dargestellt werden können, findet sich auf dem Altarretabel des Landshuter Hofmalers Sigmund Gleismüller für das Kloster Attel, das wohl zwischen 1478 und 1482 entstand. Über den Auftraggeber des Retabels, Abt Martin I., ist nichts bekannt, nicht einmal sein Nachname.¹⁰⁵⁵ Von den wohl ehemals zwölf Tafeln des zweifach wandelbaren Altares sind heute noch sieben erhalten, die teils Episoden aus der Vita Christi, teils Episoden aus der Heiligenlegende der Katharina von Alexandrien darstellen. Alle Tafeln verorten das historische Geschehen in historisierenden Architekturen.

Besonders deutlich wird dies bei der Darstellung des Disputs der heiligen Katharina mit Kaiser Maxentius (reg. 306–312, Abb. 171).¹⁰⁵⁶ Das Ereignis wird in einer Palastaula beziehungsweise Basilika, einem Verhandlungs-, Markt- oder auch Gerichtsgebäude mit Apsis, dargestellt. Im Vordergrund sind die heilige Katharina, der Kaiser sowie verschiedene Gelehrte im Gespräch vertieft zu sehen. Die beiden Längsseiten des langrechteckigen Raumes sind durch einfache, unprofilierte Rundbogenfenster gegliedert. In der Apsis werden anstelle dieser Rundbogenfenster Biforien dargestellt, die durch kleine eingestellte Porphyrsäulen die herausgehobene Stellung der Apsis betonen.¹⁰⁵⁷ Durch die Biforien hindurch wird der Blick freigegeben auf eine der Aula gegenüberliegende Fassade mit reicher Wandgliederung. Zu sehen sind durch die beiden rechten Apsisfenster ein angeschnittenes Biforium mit Oculus, eingerahmt von Lisenen. Links sind zwei Fenster angedeutet, darüber ein Fries mit liegenden Vierpässen. Eindeutig bediente sich Gleismüller romanischer und sogar spätantiker Formen. Die korrekte Darstellung einer profanen Palastaula ist aus zweierlei Gründen überraschend: Zum einen muss Gleismüller derartige Architekturen von Palastaulen gekannt haben, sei es durch persönliche Anschauung oder durch Zeichnungen. Zum anderen aber erfordert die Tafel historisches Wissen, nämlich darüber, dass kaiserliche Audienzen in der Spätantike sowie im Hochmittelalter in derartigen Empfangshallen abgehalten wurden.

Mittelalter aufgehört hat – eindeutig unklar.« Scherr 2007, S. 69. Weiterhin vgl. Statnik 2009, S. 65–66. Eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zu Attel bei Sammer 2014.

1054 Zeitenössische Quellen legen den Schluss nahe, dass Attel ein beliebter Bestattungs- und Memorialort für lokale Adelige war. Vgl. Scherr 2007, S. 68; Statnik 2009, S. 65.

1055 Immer noch grundlegend: Statnik 2009, S. 15–66 mit älterer Literatur.

1056 Nach anderen Angaben handelt es sich bei dem Kaiser um Maximian (286–305) oder Maximinus Daia (reg. 311–313). Vgl. Statnik 2009, S. 40–44.

1057 Vgl. Belting 1993, S. 118.



Abbildung 171.
Sigmund Gleismüller, Atteler Altar, Heilige Katharina von Alexandrien vor dem Kaiser, um 1480/90, Nadelholz. Staatsgalerie Burghausen, Inv.-Nr. 1444

Gleismüller könnte derartige kaiserliche Apsidensäle gekannt haben. Die bekannteste bis heute bestehende derartige Architektur nördlich der Alpen ist die sogenannte Konstantinsbasilika in Trier, die um 310 erbaut wurde. Auch die unter Karl dem Großen gegen 780 entstandene Kaiserpfalz Ingelheim verfügte mit der Aula regia (Abb. 172)¹⁰⁵⁸ über einen solchen Saalbau, den der Landshuter Maler noch aus eigener Anschauung gekannt haben könnte. Die Übereinstimmung zwischen den beiden Aulen und der gemalten Architektur ist auffallend. Allen dreien ist die hallenähnliche Raumwirkung zu eigen, die durch die angesetzte Apsis aufgebrochen wird. Während die gemalte Apsis Gleismüllers wie auch das Langhaus nur eine Fensterreihe aufweist, sind in Trier zwei Fensterreihen zu sehen. Dies ändert jedoch weder etwas an der gleichen Raumwirkung noch daran, dass Gleismüller eine Palastaula darstellen will.

Auch außerhalb des Reichs, in Rom, könnte Gleismüller eine derartige Architektur gesehen haben, denn dort existiert mit den Ruinen der Maxentiusbasilika ein ähnlicher antiker Basilikenbau. Rom mag als Vorbild zunächst überraschen. Doch Björn Statnik arbeitete heraus, dass eine weitere Tafel des Atteler Altars einen Rombezug aufweist: die Tafel mit der Darstellung der heiligen Katharina im Gespräch mit den Rhetoren. Diese Episode verortet Gleismüller in einem längsgerichteten, tonnengewölbten Raum,

¹⁰⁵⁸ Im Überblick: Grewe 2014, insbes. S. 195–196 mit weiterer Literatur.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 172. ArchimediX GbR, digitale Rekonstruktion der Innenansicht der Aula regia der Kaiserpfalz Ingelheim, erbaut um 780/800

der sich nach links durch eine Rundbogenarkade öffnet. Nach hinten ist der Saal mit zwei verglasten Rundbogenfenstern abgeschlossen. Nach rechts hin öffnet sich der Raum durch zwei Arkaden, die von einem hölzernen Architrav sowie eingestellten Pfeilern gestützt werden, und gibt den Blick frei auf die Verbrennung der zum Christentum bekehrten Rhetoren.

Statnik zeigte, dass diese Bildfindung mit einiger Sicherheit ihr Vorbild in einer Darstellung im Katharinenzyklus Masolinos, der zwischen 1428 und 1431 entstand, in der Katharinenkapelle von S. Clemente in Rom hat.¹⁰⁵⁹ Wie Gleismüller stellt Masolino den Disput der heiligen Katharina, die von den Rhetoren umgeben ist, in einem geschlossenen Raum dar, der auf einer Seite der Wand aufgebrochen wird und den Betrachter/innen das (zeitlich darauf folgende) Martyrium der Bekehrten zeigt. Die gleichzeitige Darstellung der beiden Episoden der Heiligenvita Katharinas in einem Fresko ist ungewöhnlich. Zumeist werden die beiden Geschichten getrennt voneinander dargestellt, wie etwa auf dem Katharinenaltar in St. Sebald in Nürnberg. Aufgrund dieser Übereinstimmung ist davon auszugehen, dass Gleismüller den Zyklus Masolinos kannte. Gleichzeitig verstärkt dies die Vermutung, dass der Landshuter Maler die Maxentiusbasilika gekannt haben muss, denn der auf dem Forum befindliche Bau ist in fußläufiger Nachbarschaft zu S. Clemente. Insofern kann Statniks These, dass Gleismüller vor 1474 Rom besucht hatte, beigepflichtet werden. Die Tafel mit dem Disput der heiligen Katharina

¹⁰⁵⁹ Vgl. Statnik 2009, S. 187–190. Zu den Fresken Masolinos in der Katharinenkapelle vgl. Seland 1970.

und das Lesen des gemalten Bildraums auf der Tafel mit der heiligen Katharina vor Kaiser Maxentius als antike Basilika sind starke Indizien dafür, dass Gleismüller süd-alpine Seherfahrungen in sein Werk einfließen ließ.

Stil und Ereignis sind auf der Tafel mit dem Katharinendisput historisch korrekt dargestellt: Die legendäre Gestalt der Katharina von Alexandrien, welche mutmaßlich Ende drittes, Anfang viertes Jahrhundert lebte, wird in einer Architektur gezeigt, wie sie zu dieser Zeit üblich war: in einer Basilika. Dies hebt das historische Wissen des Malers hervor und beweist, dass sich Gleismüller bewusst war, dass und wie Zeitstile divergieren. Er stellt keine romanische Architektur dar, sondern geht noch weiter zurück und bedient sich einer genuin antiken Formsprache. Ein weiteres Indiz hierfür ist die Darstellung einer kannelierten korinthischen Säule auf der zum Atteler Retabel gehörigen Tafel mit dem Gastmahl des Herodes (Abb. 173). Säulen der korinthischen Ordnung hatten in klassischer Zeit einen kannelierten Schaft und das Kapitell war mit zwei versetzt angeordneten Reihen von Akanthuslaub geschmückt. Die Darstellung Gleismüllers ist bemerkenswert, denn nordalpine Kollegen wie etwa Hans Schüchlin oder Michael Wolgemut malten zwar Säulen mit korinthischen Kapitellen, aber ohne den charakteristischen kannelierten Schaft. Dagegen findet sich dieser auf dem im Louvre aufbewahrten Gemälde Andrea Mantegnas mit dem heiligen Sebastian, der an einer kannelierten korinthischen Säule angebunden ist (1480). Gleismüller stellt ein spezifisches Charakteristikum antiker Säulen dar, das um 1480 in der nordalpinen Kunst singulär ist und in Italien bei einem Maler aufscheint, der für sein dezidiertes Antikenstudium bekannt war.¹⁰⁶⁰ Daher handelt es sich beim Atteler Retabel um ein außergewöhnliches Zeugnis historisierender Architekturformen in der Malerei des späten 15. Jahrhunderts.

Im Falle des Klosters Attel ist es schwierig zu rekonstruieren, woher der Impuls kam, eine derartige retrospektive Architektur darstellen zu lassen. Ein Konnex zur Klosterreform ergibt sich indirekt über die Bibliothek der Abtei. Ein Hauptanliegen der Melker Reform war es, durch Bildung dem spirituellen Niedergang der Klöster entgegenzuwirken. Entsprechend wurde der Auf- und Ausbau von Bibliotheken forciert. Auch in Attel ist dies zu beobachten: Nachdem Schlitpacher das Kloster 1451 visitiert hatte, wurde die Bibliothek sukzessive erweitert. Bis heute werden knapp 40 Inkunabeln aus der ehemaligen Klosterbibliothek in der Münchner Staatsbibliothek verwahrt, die alle in die Zeit zwischen etwa 1473 und 1499 datieren.¹⁰⁶¹ Dabei handelt es sich nicht nur um theologische Werke, sondern auch um antike Schriften, darunter Plinius' »Naturalis historia« in einer Ausgabe des Michael Manzulus aus Treviso, verschiedene Werke Vergils, die unter anderem um einen Widmungsbrief des Humanisten Cristoforo Landino an Piero de' Medici ergänzt wurden, und Juvenals »Satiren«. Zudem findet sich das erste Werk des deutschen Humanisten Johannes Reuchlin, das Wörterbuch

1060 Einführend: Calvano 2010.

1061 Eine Auflistung der Inkunabeln bei Stallta 1992, S. 256–258.



Abbildung 173. Sigmund Gleismüller, Atteler Altar, Gastmahl des Herodes mit Enthauptung Johannes des Täufers, um 1480/90, Nadelholz. Staatsgalerie Burghausen, Inv.-Nr. 1405

»Vocabularius brevilocus«, in der Bibliothek.¹⁰⁶² Dieser kleine Einblick zeigt, dass in Attel ein in den 1470er Jahren beginnender Wandel zu beobachten ist und man sich verstärkt um die Bildung des kleinen Konvents sorgte. Inwiefern dieser durch die Wahl des neuen Abtes Martin I. bedingt war, kann nicht geklärt werden.

Betrachtet man das Retabel nochmals mit dem Wissen um den Ausbau der Klosterbibliothek, so ergibt sich durch die Person der heiligen Katharina eine interessante Verbindung. Die heilige Katharina von Alexandrien wurde im 15. Jahrhundert als Schutzpatronin der Schulen und der philosophischen Fakultäten verehrt. Zeitgleich zu den Bemühungen der Atteler Mönche, ihre Bibliothek zu erweitern und sich neues Wissen anzueignen, beauftragten sie einen womöglich an Antiken geschulten Maler, ihnen ein Retabel zu fertigen, welches dem Martyrium der Heiligen der Bildung geweiht ist. Der

¹⁰⁶² Plinius' »Naturalis historia« ist unter der Signatur 2° Inc.c.a. 876 zu finden, die Schriften Vergils unter der 2° Inc.c.a. 2780b, Juvenals Satiren unter 2° Inc.c.a. 3659 und Reuchlins Wörterbuch »Vocabularius brevilocus« unter 2° Inc.c.a. 794. In der zuletzt genannten, 1478 bei Johann Amerbach in Basel gedruckten Inkunabel sind weiterhin Guarino Veroneses »Ars diptongandi« sowie der »Dialogus de arte punctandi« und der »Tractatus de accentu« des Kartäusermönchs und Gelehrten Johannes de Lapide enthalten.

Konnex zwischen der Märtyrerin und der Wissenschaft war im Herzogtum Bayern-Landshut in der Tat bekannt: Die Ingolstädter Artistenfakultät, die 1472 gegründet wurde, wurde ebenso dem Schutz der heiligen Katharina unterstellt. Jedes Jahr wurde ihr Gedenktag an der Universität begangen. So würdigte etwa der Humanist Martin Uranius Prenninger¹⁰⁶³ Katharina anlässlich einer Feier zu ihrem Festtag im Jahr 1474 mit einer gelehrten Rede.¹⁰⁶⁴ Dies veranschaulicht, wie sehr die Heilige in den 1470er Jahren mit Bildung und Gelehrsamkeit assoziiert wurde. Dass sie auf dem Atteler Retabel mehrfach im gelehrten Gespräch mit Kaiser und Philosophen beziehungsweise Rhetoren dargestellt wird, deutet vor diesem Hintergrund unmissverständlich darauf hin, dass es dem Auftraggeber um eine Illustration von Gelehrsamkeit ging. Die Verwendung retrospektiver Architekturen durch Sigmund Gleismüller unterstreicht dies und verweist auf eine bewusste Auseinandersetzung mit der Legende der heiligen Katharina, denn ihre Vita wird in einer spätantiken Umgebung gemalt.

Die Ikonographie des Retabels und dessen ikonologische Auswertung weisen das Kloster Attel als gelehrtes Zentrum aus, das sich in Folge der Klosterreform verstärkt der Bildung zuwandte. Die Tafeln Gleismüllers visualisieren für alle sichtbar den Anspruch und das Selbstverständnis der Abtei. Die retrospektiven Architekturen der verschiedenen Tafeln unterstreichen die (Universitäts?-)Bildung der Konventualen und können als ein Versuch verstanden werden, sich von Humanisten und Gelehrten Räten abzuheben: Mit diesem Retabel reiht sich das Kloster Attel in eine sich formende intellektuelle Elite des Herzogtums ein und will als Teil davon wahrgenommen werden. Darauf deutet die Auswahl der heiligen Katharina als Thema hin, die zeitgleich an der Ingolstädter Universität eine besondere Verehrung erfuhr. Die Wahl des Hofmalers Gleismüller als ausführender Meister unterstreicht diese Lesart. Das Kloster wählte nicht einen unbekannten Maler, sondern den Maler des Herzogs, der sich selbst zur politischen und intellektuellen Elite des Reiches zählte. Das Retabel zeigt mit seinen Verweisen, dass es in einem Umfeld entstand, in welchem der gelehrte Diskurs über die Einordnung hagiographischer Ereignisse in einen historisch korrekten Kontext verstanden und erwartet wurde. Ohne einen hohen intellektuellen Anspruch und ohne die entsprechende Bildung wäre ein Auftrag an einen Künstler wie Gleismüller nicht denkbar gewesen.

Zwischen Heiligenlegende und Geschichtsstudium:

Der Fall St. Ulrich und Afra

Geradezu als Paradebeispiel für die Reformbemühungen kann das Kloster St. Ulrich und Afra in Augsburg gelten. Christof Paulus ging sogar so weit, das Kloster als ein Subzentrum zur Verbreitung der Reform nach Melker Vorbild zu bezeichnen, womit er

1063 Zu Prenninger vgl. Bauer 2005.

1064 Die Rede ist in mehreren Codices in der Bayerischen Staatsbibliothek überliefert. Vgl. BSB, Clm 5861, Clm 15002 und Clm 23871. Vgl. Schuh 2013b, S. 51–52.

es auf eine Höhe mit dem Kloster St. Peter in Salzburg und dem Schottenkloster in Wien stellte.¹⁰⁶⁵ Auf Betreiben des Augsburger Bischofs Peter Kardinal von Schaumberg wurde das Kloster erstmals 1441 durch Mönche aus Melk visitiert. Da die Reform ins Stocken geriet, wurde das Kloster noch zwei weitere Male visitiert, zuletzt 1457 durch den Prior des Klosters Tegernsee, der Abt Kaspar Ayndorffer vertrat. Die Forschung hat nicht nur die Durchsetzung der Reform, sondern wurden auch die personalen Verflechtungen des Klosters mit den Augsburger Humanisten herausgearbeitet. Daneben wurde immer wieder betont, wie intensiv sich der gesamte Konvent, insbesondere aber dessen Abt Sigismund Meisterlin, mit Geschichte befasste.¹⁰⁶⁶

Bereits mehrfach wurden die engen Verbindungen zu Herzog Ludwig IX. von Bayern-Landshut angesprochen. Seit 1451 bestand ein von Abt Johannes IV. Hohenstein (1439–1458)¹⁰⁶⁷ ausgehandelter Schutzvertrag mit dem bayerischen Fürsten, der immer wieder erneuert wurde. Die Wertschätzung für Herzog Ludwig IX. weit über seinen Tod hinaus lässt sich aus der Chronik des Wilhelm Wittwer (vor 1497) herauslesen. Dort heißt es:

»Der durchlauchtigste Herzog Ludwig war aber nach seiner Möglichkeit innerhalb und außerhalb seines Herzogtums in allen Dingen der treue Verteidiger und Beschützer des Klosters der zuvor genannten Heiligen Ulrich und Afra bis zu seinem Tod, wobei er nur die Gebete der Mönche erstrebte.«¹⁰⁶⁸

Daher kann das Kloster St. Ulrich und Afra im Kontext des Landshuter Herzogshofes analysiert und in dessen Netzwerken verortet werden.

Im Zuge der Reform wurden in Augsburg, wie bereits in Mondsee und Attel, die Klostergebäude und die Konventskirche umfassend erneuert. Ein Teil der Gebäude, die während dieser großangelegten Baumaßnahmen in St. Ulrich und Afra entstanden, vorrangig der Kirchbau, bestehen bis heute und können auf retrospektive Tendenzen hin untersucht werden. Die Erneuerung der Konventsgebäude unter den Äbten Johann IV. Hohenstein und Melchior von Stammheim (1458–1474) lässt sich hingegen nur durch

1065 Vgl. Paulus 2018b, S. 284 mit Anm. 34. Einführend: Hartig 1923; Unterburger 2011; Liebhart 2014; Drossbach/Wolf 2018.

1066 Vgl. Augustyn 2010.

1067 Hohenstein entstammte vermutlich einer altbayerischen Adelsfamilie und war von 1439 bis zu seiner Resignation 1458 Abt von St. Ulrich und Afra. Seine Resignation steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der von Bischof Peter von Schaumberg initiierten zweiten Visitation 1457/58 und Hohensteins Weigerung, einen ihm annähernd ebenbürtigen Ökonomen neben sich zu dulden. Er verstarb 1478. Vgl. Hartig 1923, S. 55; Augustyn/Geffcken 2011, S. 400–402; Wüst 2018, S. 21.

1068 »Fuit autem ... illustrissimus dux Ludowicus in omnibus defensor et tutor fidelis infra et extra principatum suum secundum suam possibilitatem monasterii predictorum sanctorum Vdalrici et Affre usque in finem vite sue, nil aliud querens aut petens nisi orationes fratrum«. Wittwer ed. Steichele 1497/1860, S. 233, zit. nach Liebhart 1982, S. 147. Zum guten Verhältnis zwischen dem Kloster und Herzog Ludwig IX. vgl. auch Augustyn 2010, S. 367.

schriftliche Quellen rekonstruieren. Unter Abt Johannes wurden unter anderem anstelle einer großen Stube ein Raum für den Konvent, eine Krankenstube sowie weitere Räumlichkeiten errichtet. Die Küche wurde neu eingewölbt und darunter ein Keller angelegt. Diese Baumaßnahmen wurden unter Abt Melchior weitergeführt.¹⁰⁶⁹ Im Gegensatz dazu kann die Kirche noch analysiert werden. Im Jahr 1466 wurde durch Abt Melchior der zweischiffige, romanische Vorgängerkirchbau aus dem 11. und 12. Jahrhundert¹⁰⁷⁰ abgerissen, um den Vorgaben der Visitatoren Genüge zu leisten.¹⁰⁷¹ An dessen Stelle trat eine neue Konventskirche, die von den Werkmeistern Valentin Kindlin aus Straßburg und Meister Hans von Hildesheim errichtet wurde. Weil die Kirche 1473 in Folge eines Sturms teilweise einstürzte, musste sie unter Abt Heinrich Fryeß (1474–1496) ein zweites Mal gebaut werden. Verantwortlich für den 1500 schließlich vollendeten Bau war der Baumeister Burkhard Engelberg.¹⁰⁷²

In dem Neubau der Kirche finden sich verschiedene historisierende Elemente, die »modernen« Motiven gegenübergestellt werden (Abb. 174). Dies beginnt mit der Form des Baukörpers. Die Kirche ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff und hebt sich damit von den gerade im niederbayerischen Raum geläufigen Hallenkirchen ab.¹⁰⁷³ Gleichzeitig wird die traditionelle basilikale Form mit zeitgenössischen Sterngewölben verbunden. Der Kontrast zwischen altertümlichen und zeitgenössischen Motiven wird auch an der Wandgliederung des Langhauses ersichtlich. Die Wandfläche ist durch auf den Boden reichende Lisenen streng in sieben Joche gegliedert. Dazu tritt eine aus (spät-)romanischen Kirchbauten wie zum Beispiel dem Straßburger Münster bekannte Obergadenzone. Diese wurde jedoch durch vorgeblendete rundbogige Lanzettenfenster seltsam nach unten verlängert.¹⁰⁷⁴ Es scheint, als habe man auf eine Triforiums- oder Emporenzone rekurren wollen, diese aber nicht umgesetzt. Mit diesen romanisierenden Motiven könnte bewusst auf die romanische Vorgängerkirche verwiesen worden sein, die wenige Jahre zuvor abgerissen worden war.

1069 Vgl. Hartig 1923, S. 33–35; Augustyn 2011, S. 693–694. Auf die Nutzung romanischer Einzelformen wies erstmals Schmidt 1999, S. 64–65, hin.

1070 Ein Überblick bei Augustyn 2011 mit weiterer Literatur.

1071 In St. Ulrich und Afra wurde von den Visitatoren u. a. gefordert, dass weniger Privatmessen und dafür verstärkt Gottesdienste innerhalb der Konventsgemeinschaft gefeiert werden sollten. Zudem sollten die Gottesdienste auf den Kern, nämlich »die meditativ verinnerlichte und bewußte Aneignung« zurückgeführt werden. Vgl. Unterburger 2011, S. 157.

1072 Vgl. Hartig 1923, S. 35–36; Bellot 2011.

1073 Bellot betont, dass im Schwäbischen die Form der Basilika bis in das 15. Jahrhundert durchaus gebräuchlich war. Vgl. Bellot 2011, S. 646–647.

1074 Dieses Motiv des nach unten durch vorgeblendete Lanzettenfenster verlängerten Obergadens findet sich ähnlich am Berner Münster, das unter dem Baumeister Moritz Ensinger zwischen 1420 und 1453, also etwas vor dem Neubau der Ulrichskirche, errichtet wurde. Die Baugeschichte des Berner Münsters wird seit einigen Jahren an der Universität Bern erforscht. Eine grundlegende Monographie steht noch aus. Es sei verwiesen auf das Themenheft Das Berner Münster 2017.



Abbildung 174. Valentin Kindlin und Burkhart Engelbert, Hauptschiff St. Ulrich und Afra, 1474–1500. St. Ulrich und Afra, Augsburg

Eine Einbindung der geschichtsträchtigen Architektur könnte notwendig gewesen sein, um eine Kontinuitätslinie zwischen der zu diesem Zeitpunkt über 500-jährigen Geschichte des Klosters und dem Neubau herzustellen. Gerade weil die alte Kirche abgerissen worden war, musste die neue in eine Traditionslinie gestellt werden, um die lange Historie des Ortes und seine Bedeutung herauszustellen. Die neue Basilika sollte keinen Traditionsbruch darstellen, sondern das Alte in das Neue überführen. Dies war umso wichtiger, als der Vorgängerbau den Mönchen und der Stadtbevölkerung in Erinnerung war und Abbildungen davon in gelehrten Kreisen bekannt waren, wie eine Illustration in einem Augsburger Exemplar der Städtechronik des Sigismund Meisterlin (Abb. 175) belegt. Der alte, abgerissene Kirchenbau stand den humanistischen Lesern der Stadtchronik bei der Lektüre immer wieder vor Augen.¹⁰⁷⁵

Am Beispiel der Augsburger Klosterkirche und ihrer Architektur wird Jan Assmanns Theorie des kulturellen Gedächtnisses anschaulich: Um einen Vergangenheitsbezug herstellen zu können, muss die Vergangenheit präsent sein, was im Fall des romanischen Kirchenbaus in Augsburg der Fall war, unter anderem durch die Illustration zur Meisterlin-Chronik. Außerdem muss eine ›charakteristische Differenz‹ zwischen

¹⁰⁷⁵ Zum Kirchenabriss vgl. Augustyn 2011, S. 486–487; Bellot 2011, S. 523–524.



Abbildung 175. Unbekannter Meister, Stadtansicht Augsburgs in der Stadtchronik des Sigismund Meisterlin, 1457. Stadt- und Staatsbibliothek Augsburg, Augsburg, Signatur: 2° Cod. H. 1., fol. 65r

historischem Zeugnis und heute vorliegen.¹⁰⁷⁶ Es ist davon auszugehen, dass dies in Augsburg der Fall war und man den romanischen Kirchenbau als alt und damit als nicht mehr zeitgemäß erkannte. Gleichzeitig fanden Mönche und Stadtbevölkerung in dem Neubau Motive, welche auch im alten Bau Verwendung gefunden haben könnten. Durch die historisierenden Elemente wurde eine Rückbindung geschaffen, die einen Zugang zur Historizität des sakralen Ortes schuf. Die neue Architektur arbeitete die Historizität des Ortes heraus, ohne aber die Gegenwart zu negieren.

Diese Verweise auf die Geschichte des Klosters sind nicht zufällig, denn sie können mit einem historischen Ereignis in Verbindung gebracht werden: Im Jahr 1455 jährte sich um 500. Mal die Schlacht auf dem Lechfeld. In dieser Schlacht hatte Otto der Große den entscheidenden Sieg gegen die Ungarn errungen, die seit dem späten 9. Jahrhundert immer wieder in das Ostfrankenreich eingefallen waren und schließlich auch Augsburg belagerten. Den Ungarn gelang es jedoch nicht, die Stadt, die wenige Jahre zuvor auf Veranlassung Bischof Ulrichs mit einem steinernen Mauerring befestigt wurde, einzunehmen.¹⁰⁷⁷ Die Zeitgenossen verehrten Ulrich wegen seines persönlichen Einsatzes bei der Verteidigung Augsburgs, bereits im Jahr 993 wurde er heiliggesprochen.¹⁰⁷⁸ In den 1440er Jahren erfuhr die Verehrung Bischof Ulrichs eine Renaissance. Abt Johannes IV. begründete – unter dem Einfluss der Melker Reform und unterstützt von Bischof Schaumberg – die Ulrichsbruderschaft im Jahr 1468 neu.¹⁰⁷⁹ Diese setzte sich nicht nur zum Ziel, die Verehrung des heiligen Ulrich durch Laien zu stärken, sondern auch Stiftungen für den Neubau der Ulrichskirche zu sammeln. Neben einer Vielzahl Augsburger Drucker, wie zum Beispiel Günther Zainer, waren dezidierte Frühhumanisten wie Sigismund Gossembrot Mitglieder dieser Bruderschaft.¹⁰⁸⁰ Mit der Verknüpfung von historisch begründetem Aufblühen der Ulrichsverehrung und Kirchenneubau ergibt sich eine überraschende Parallele zwischen St. Ulrich und Afra auf der einen und der Stiftskirche in Mondsee auf der anderen Seite. Beide Kirchenneubauten stehen in einem engen zeitlichen Zusammenhang mit der Feier historischer Ereignisse, und es werden jeweils romanisierende Bauformen aufgegriffen, die mit der referenzierten Zeit des 10. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden können. Diese Parallele verdient Beachtung, denn sie zeigt, in welchem zeitlichen Bezugssystem sich

1076 Vgl. J. Assmann 1992, S. 31–32.

1077 Vgl. hierzu Bowlus 2006.

1078 Die Person des heiligen Ulrich wird in der von Weitlauff 1993 anlässlich des 1000-jährigen Jubiläums der Heiligsprechung herausgegebenen Festschrift umfassend dargestellt. Jüngst zudem Ausst. Kat. Augsburg 2023.

1079 Vgl. Kemperdick 2007, S. 22; jüngst: Rasch 2021.

1080 Auch die Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. waren Mitglieder der Ulrichsbruderschaft. 1468 wurden die Statuten der Bruderschaft durch Abt Melchior erneuert; in Folge dessen erblühte die Bruderschaft. Zum Mitgliederverzeichnis (ab 1468) vgl. Haemmerle 1949; Graf 1996a, S. 135; Künast 1997, S. 79–80.

die Mönche in Mondsee und Augsburg sahen: Die kirchlichen Neubauten werden mit den Gedenkfeierlichkeiten für ihre Heiligen, Wolfgang und Ulrich, verknüpft.

Doch nicht nur die Architektur von St. Ulrich und Afra weist historisierende Bauformen auf. Auch auf zwei Tafeln, welche die Heiligenlegende Ulrichs darstellen, finden sich romanische Formen. Sie verorten die Vita des Heiligen in einer auffällig ungotischen Architektur: Die beiden Tafeln, die von Johannes IV. Hohenstein zwischen 1450 und 1454¹⁰⁸¹ beauftragt und von einem unbekannten Meister, dem sogenannten Meister der Ulrichslegende, gefertigt wurden, zeugen von Historizität und Geschichtsbewusstsein.¹⁰⁸² Es ist vor dem Hintergrund der wiederbelebten Ulrichsbruderschaft nicht allzu überraschend, dass diese Tafeln in noch größerer zeitlicher Nähe zu den 500-Jahr-Feierlichkeiten entstanden und die Vita des heiligen Ulrich darstellen.

Die erste Tafel stellt in drei Szenen verschiedene Episoden der Ulrichslegende dar (Abb. 176). In der mittigen Hauptszene zelebriert der heilige Ulrich die Messe in einer überwiegend romanischen Basilika. Links wird er, flankiert von zwei Engeln, schlafend in einem Seitenraum dargestellt. Die rechte Szene zeigt Ulrich in einer Art Loggienarchitektur stehend, wie er eine Gruppe von Personen segnet. Durch die rundbogigen Arkaden wird der Blick auf eine weite Hügellandschaft freigegeben. Von besonderem Interesse ist die in der Mitte der Tafel dargestellte Kirchenarchitektur, denn sie weist verschiedene romanische Elemente auf. Die Chorwand gliedert sich in drei Zonen: eine unterste Ebene mit vorgeblendeten Arkaden, eine mittlere mit Obergaden sowie eine Triforiumszone. Alle drei Motive finden sich in (spät-)romanischen und frühgotischen Kirchen, wie etwa dem Speyerer oder dem Regensburger Dom. Unorthodox ist gleichwohl ihre Anordnung, denn ein Obergaden befand sich nicht unterhalb eines Triforiums, sondern oberhalb. Zudem sind diese beiden Elemente im Hauptschiff und nicht im Chor zu finden. Auch der Fünftachtschluss des Chores erinnert stärker an einen gotischen Chor. Trotzdem evoziert die Verwendung dieser Formen den Eindruck einer romanischen Sakralarchitektur. Der Maler hat die verschiedenen Bauvokabeln zu einem in sich stimmigen und kohärenten Gebäude zusammengesetzt.¹⁰⁸³

Auch die zweite Tafel, die ebenfalls drei Szenen aus der Heiligenlegende darstellt (Abb. 177), greift auf historisierende Architektur zurück. Links wird der schlafende Ulrich gezeigt, dem im Traum die heilige Afra erscheint. Die Szene wird gerahmt von

1081 Die beiden in St. Ulrich und Afra befindlichen Tafeln sind vor 1454 entstanden, da sie in einer 1454 datierten Sammelhandschrift des Mönchs Johannes Klesatel rezipiert werden. Vgl. BSB, Cgm 751. In der Forschung wurde diskutiert, ob die dargestellte Architektur ein Abbild der romanischen Ulrichskirche sein könnte. Foster widersprach einer derartigen Lesart entschieden, da die dargestellten Nebenräume keine Seitenschiffe einer Basilika seien. Zudem ist aus einer authentischen Darstellung der Kirche in Sigmund Meisterlins Stadtchronik von 1457 zu erkennen, dass die romanische Basilika ein zweischiffiger Bau war. Vgl. Foster 1979, S. 47.

1082 Vgl. zu den Tafeln Buchner/Feuchtmayr 1928, S. 7–30; Haupt 1955, S. 87–95; Foster 1979, S. 39–80; Kemperdick 2007, S. 21–28; Kemperdick 2008, S. 111; Augustyn 2011, S. 694–697.

1083 Vgl. Hoppe 2008a, S. 355, zur Interpretation der Rolin-Madonna des Jan van Eyck.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 176. Meister der Ulrichslegende, Zwei Engel erscheinen Ulrich und fordern ihn zur letzten Messe auf, Holz, um 1454. St. Ulrich und Afra, Augsburg



Abbildung 177. Meister der Ulrichslegende, Ulrichsmesse, Holz, um 1454. St. Ulrich und Afra, Augsburg

gekuppelten Rundbögen, die mit einem Tondo mit der Darstellung des Jesus Pantokrator geschmückt sind. Diese lenken den Blick der Betrachtenden ins Innere. Durch eine weitere, an eine Loggia erinnernde Arkadenreihe wird der Blick aus dem Inneren wieder hinausgeführt. Dort ist eine Versammlung von Bischöfen mit dem heiligen Petrus zu sehen, die die heilige Afra dem träumenden Ulrich zeigt. Das Motiv der gekuppelten Rundbögen mit Tondo ist der romanischen Architektur entlehnt. Es findet sich häufig an romanischen Fassaden, etwa am Trierer Dom (Weihe des Westchors 1121) oder an der Liebfrauenkirche zu Andernach (Weihe um 1220). Wird mit diesem Motiv einerseits auf historische Vorbilder rekurriert, so wird andererseits der Wissenshorizont des Meisters unter Beweis gestellt: Die Architektur des linken Gebäudes ist, wie die Forschung mehrfach herausstellte, keine Erfindung des Malers, sondern eine nahezu detailgetreue Übernahme aus einem Gemälde aus dem Umkreis Rogier van der Weydens, dem Traum des Papstes Sergius (Abb. 178, zwischen 1437 und 1440).¹⁰⁸⁴ Während Rogier den Blick in das Gebäude durch eine spitzbogige Arkade freigibt, wählt der Augsburger Meister einen Rundbogen, dessen Motiv sich auf der Tafel immer wieder findet, etwa an den Erkerfenstern des rechten Gebäudes, bei der Burgenarchitektur im Mittelgrund und nicht zuletzt am Turm hinter dem Gebäude im linken Bilddrittel.

Diese Vergleiche illustrieren die Anspruchshöhe des Konvents sowie den intellektuellen Horizont des unbekannten Malers, dessen Primärquelle unzweifelhaft die altniederländische Kunst aus dem Umfeld Rogiers war.¹⁰⁸⁵ Gleichzeitig geht der unbekannte Meister noch einen Schritt weiter, denn er stellt den Rundbögen auf der rechten Tafelseite eine flache, mit schmückendem Maßwerk verzierte Arkade gegenüber, die den Blick freigibt auf den heiligen Ulrich, der gemeinsam mit dem Konstanzer Bischof Konrad beim Mahl sitzt, als ein Bote hereintritt. Damit unterstreicht der Maler, dass er verschiedene Stile kennt und beherrscht. Er stellt sie scheinbar bewusst einander gegenüber. In der älteren Literatur wurden derartige architektonische Stildifferenzen oftmals theologisch aufgeladen. Romanische Architekturelemente wurden als Verweise auf den alten Bund verstanden, während gotische Formen den neuen Bund symbolisieren sollten.¹⁰⁸⁶ Die Architekturdarstellungen auf den beiden Ulrichstafeln sowie die in der Kirche St. Ulrich und Afra gebauten Architekturformen sind aber mit einiger Sicherheit nicht theologisch zu erklären, sondern auf ein neues Bewusstsein für und gesteigertes Interesse an Geschichte zurückzuführen.

1084 Die Tafel mit dem Traum des Papstes Sergius ist Teil eines hagiographischen Zyklus über den heiligen Hubertus (zwischen 655 und 725). Sie stammt aus der Brüsseler Kirche St. Gudule und befindet sich im The J. Paul Getty Museum, Los Angeles, Inv.-Nr. 72.PB20.

1085 Kemperdick benennt vier weitere Werke, welche der Ulrichsmeister direkt zitiert: den Traum des Papstes Sergius, die Exhumierung des heiligen Hubertus, die Heimsuchung Mariens aus Turin sowie die Madonna mit Heiligen aus Stockholm, die in Kopie des Meisters der Gewandstudien erhalten ist. Vgl. Kemperdick 2007, S. 25; Kemperdick 2010, S. 67.

1086 Vgl. die Zusammenfassung bei Hoppe im Rückgriff auf Panofsky: Hoppe 2005b, S. 62.



Abbildung 178. Rogier van der Weyden, Der Traum des Papstes Sergius, Öl auf Leinwand, Ende 1430er Jahre. The J. Paul Getty Museum, Los Angeles, Inv.-Nr. 72.PB.20

Bereits Rogier van der Weydens Gemälde deutet in diese Richtung: Die antikisierende Darstellung Roms verweist auf das vergangene Rom der Zeit ungefähr zwischen 720 und 730. Sie soll den Betrachtenden, anders als das Londoner Gegenstück, die Exhumierung des Heiligen Hubertus¹⁰⁸⁷, ein (fiktives) Bild des spätantiken beziehungsweise frühmittelalterlichen Rom geben.¹⁰⁸⁸ Rogier wusste, dass Architektur je nach Entstehungszeit anders aussah. Genau dieses historische Bewusstsein ist ebenso im Konvent von St. Ulrich und Afra anzunehmen, denn im Zuge der Reform sollte auch der Wissensstand der Mönche gesteigert werden. Dazu wurde unter anderem 1472 auf Betreiben Melchior von Stammheims – und mit mutmaßlicher Unterstützung Bischof Johann von Werdenbergs – eine Druckerei eingerichtet, die aber bereits 1474 aufgrund

1087 London, National Gallery, Inv.-Nr. NG 783.

1088 Vgl. Hoppe 2005b, S. 68.

zu hoher Kosten wieder geschlossen werden musste.¹⁰⁸⁹ In der Druckerei wurde neben antiken Werken auch zeitgenössische Schriften, beispielsweise der »Speculum historiale« des Vicentius Bellovacensis (Vincent de Beauvais) gedruckt. Das 1474 gedruckte Werk zeichnet sich durch eine umfassende und kritische Auseinandersetzung mit Geschichte aus, denn für die Drucklegung verglichen die Benediktiner von St. Ulrich und Afra verschiedene Handschriften aus Kaisheim, Scheyern und Füssen miteinander und versuchten dadurch, eine (text-)kritische Ausgabe zu publizieren.¹⁰⁹⁰

Bereits in den 1450er Jahren befasste man sich im Konvent intensiv mit der Geschichte Augsburgs. Das bekannteste Zeugnis ist die im Auftrag Sigismund Gossembrots verfasste »Cronographia Augustensium«, eine Chronik der Stadt Augsburg, die unter anderem Motive der taciteischen »Germania« verarbeitet und von Sigismund Meisterlin um 1456/57 verfasst wurde.¹⁰⁹¹ Die umfassende Beschäftigung Meisterlins mit der Geschichte ging aus Sicht der Visitatoren, unter ihnen der Tegernseer Mönch Bernhard von Waging, jedoch weit über das für einen Mönch Notwendige hinaus.¹⁰⁹² Ihre Kritik verdeutlicht, dass die Reform bei aller Offenheit für Bildung und Wissenschaft der Regeleinhaltung und der Theologie Vorrang einräumte.

Trotz der Kritik und der anschließenden Abordnung Meisterlins zum Studium nach Padua legen seine Chronik und die darin enthaltenen Illustrationen ein beredtes Zeugnis über das historische Architekturwissen Meisterlins ab. Je nach Zeitalter wird in den Illustrationen eine andere Architektur referenziert. Sie wird so dargestellt, wie man sich diese zu Lebzeiten Meisterlins vorstellte. Besonders klar wird dies an einer Darstellung, welche die Entstehungsgeschichte Augsburgs zeigt: Als ursprünglichste »Architekturform« wird eine Höhle abgebildet. Die nächste Entwicklungsstufe markieren Hütten, die aus Tierhäuten und Ästen zusammengebunden werden. Darauf folgt eine elaboriertere Holzarchitektur mit Reetdächern und Ansätzen von Fachwerk (Abb. 179). Die römische Zeit Augsburgs zeigt schließlich romanische Architekturifikationen (Abb. 180). Dabei wird die Antike entgegen historischer Tatsachen mit der Architektur um 1000

1089 Vgl. Künast 1997, S. 87–90; Schmidt 1997; Augustyn 2010, S. 385–386.

1090 Vgl. Hartig 1923, S. 21; Künast 1997, S. 59; Ausst. Kat. Augsburg 2017, S. 36, dort auch zum »Speculum historiale«: Kat.-Nr. 2, S. 90.

1091 Vgl. Giersch 2004, S. 28–32; Mertens 2004, S. 64–67; Müller 2010a; Feistner 2018

1092 Die Visitatoren schrieben: »Weil er, wie man sagt, in der Ordensregel zu wenig unterrichtet wurde, geschweige denn gelernt hat, sich den Regeln oder den Einrichtungen der Vorfahren zu unterwerfen, gefällt es uns, dass er der Schule der heiligen Religion übergeben wird, damit er sich damit [mit Wissen] vertraut macht und er einem gut reformierten Kloster [gemeint ist das Kloster Santa Giustina in Padua] beigeordnet wird, in welchem er die Dinge lernen soll, die für seinen Stand und sein Wohlergehen notwendig sind.« (»Sigismundus, qui iam in scholis studio artium et iurium insudat ... Quia, ut dicitur, regulari disciplina est minus instructus necdum regulis aut institutis majorum didicit subdi, placet nobis, ut sacre religionis scolae tradatur imbuendus et ad monasterium ponatur bene reformatum, in qui addiscat, que suo et statui et salutis necessaria sunt.«) Carta visitationis vom 20. Juli 1457, BSB, Cgm 1586, fol. 76r–78v, zit. nach Müller 2006, S. 139. Ebenso bei Paulus 2018a, S. 144–145.



Abbildung 179. Unbekannter Meister, fiktive Darstellung Augsburgs in germanischer Zeit, 1457. Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Signatur: Cod. HB V 52, fol. 14v



Abbildung 180. Unbekannter Meister, fiktive Darstellung Augsburgs in römischer Zeit, 1457. Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Signatur: Cod. HB V 52, fol. 21r

parallelisiert. Stephan Hoppe hielt dazu fest, dass der Maler ganz bewusst derartige Architekturfiktionen ins Bild setzte, um gebildeten Kunden das vorchristliche Augsburg vor Augen zu führen.¹⁰⁹³ Die Darstellungen in Meisterlins Chronik widersprechen klar der Forschungsposition, es hätte um 1450 in Augsburg keine Vorstellung von alten und neuen Architekturen gegeben.¹⁰⁹⁴

Die romanisierenden Architekturzitate im Neubau von St. Ulrich und Afra sowie die Darstellungen auf den beiden Ulrichstafeln sind daher als bewusste Verweise auf die Zeit Ulrichs zu verstehen. Sie stehen in enger Verbindung mit dem gestiegenen Interesse an der eigenen Geschichte, das seit der ersten Visitation des Konvents in den 1440er Jahren zu beobachten ist. Die Architekturen belegen nachdrücklich die Auseinandersetzung mit Geschichte. Sie sind daher nicht nur im Zusammenhang mit den Reformbemühungen zu sehen, sondern sind auch mit dem 500. Jahrestag des Sieges Ottos des Großen über die Ungarn, der auch das Ende der Belagerung Augsburgs brachte. Die enge zeitliche Nähe und der inhaltliche Bezug der gemalten wie auch der gebauten Architektur zu diesem Ereignis machen es plausibel, die altertümlichen Bauformen mit einem Bewusstsein für die Divergenz zwischen Vergangenheit und zeitgenössischer Gegenwart zu verbinden.

Die drei Studien zu den Reformklöstern Mondsee, St. Ulrich und Afra sowie Attel machen deutlich, wie der Diskurs um die eigene Legitimation aus der Geschichte heraus durch die Klosterreform des 15. Jahrhunderts Eingang in die materielle und visuelle Kunst fand. Durch Misswirtschaft und Verfall der klösterlichen Ordnung hatten die Konvente an Bedeutung verloren. Die Geschichte bot Ansatzpunkte, diese Zeit des Niedergangs zu überbauen und an eine bessere, ruhmreiche Vergangenheit anzuknüpfen. In St. Ulrich und Afra sowie in Mondsee wirkten die Jubiläen der Heiligen Wolfgang und Ulrich als Auslöser dafür, sich mit der Klostergeschichte zu beschäftigen. In der Folge wurde durch Rückgriffe in Architektur und Malerei eine Präsenz der vergangenen Zeit imaginiert. Gleiches ist auf Sigmund Gleismüllers Atteler Tafeln zu beobachten. Dieser Rückgriff auf romanische Formen ist nicht ohne eine gewisse Bildung und Gelehrsamkeit in den reformierten Klöstern denkbar, denn die bildliche beziehungsweise architektonische Darstellung der Vergangenheit in einem korrekten Zeitstil beruhte auf der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte. Die Reform und die mit ihr einsetzenden Bemühungen der Reformäbte, neue Medien (Druck) und das Geistesleben zu fördern, ermöglichten eine derartig elaborierte Architektursprache.

1093 Hoppe 2018, S. 548.

1094 So z. B. Bellot: »Daß eine retrospektive, auf eine alte monastische Tugenden und Traditionen gerichtete Reform und das historische Bewußtsein der Benediktiner auch eine alt-ehrwürdige Baugestalt der Kirchen gefordert hätten und es eine unmittelbare Entsprechung von Reform und Architektur gebe, diese Vorstellung setzt ein gewissermaßen kunsthistorisches Wissen über ›alt‹ und ›neu‹ von Bautypen und über deren inhaltliche Prägungen voraus; dies war der Zeit freilich unbekannt und kein Anliegen. Eine unmittelbare Entsprechung von Reform und Architektur anzunehmen, wird basilikalischen Kirchen von Reformklöstern nicht gerecht.« Bellot 2011, S. 648.

Nur unter der Prämisse eines an der eigenen Klostergeschichte geschulten Geschichtsverständnisses sind die komplexen Rück- und Querbeziehungen verständlich. Indem die Bildungshintergründe der Auftraggeber sowie ihres klösterlichen Umfeldes nachgezeichnet wurden, wurde augenfällig, dass die Verwendung historisierender Formen Teil eines gelehrten Diskurses war. Die Verbindungen der Klöster in Mondsee, Augsburg und Attel zu frühhumanistischen Netzwerken sowie die Beauftragung hochrangiger Künstler zeigt das hohe intellektuelle Anspruchsniveau, das den Hintergrund der analysierten Architekturen und Tafelgemälde in den Reformklöstern darstellte. Die hier besprochenen Objekte waren nicht nur Teil eines regionalen Diskurses, sondern auch Teil und Ausdrucksform des europäischen Frühhumanismus.

5.2.2 Rekonstruktion einer germanischen Antike: Das Astwerk

Zu Beginn dieses Abschnitts wurde herausgearbeitet, dass der Hof Herzog Ludwigs nicht nur die Geschichte der römischen Antike rezipierte und materiell umsetzte, sondern dass es auch um die Suche nach einer germanischen Antike ging. In diesem Kapitel wird die Umsetzung der Debatte um eine genuin deutsche Identität, die sich auf antike Traktate wie die »Germania« des Tacitus stützt, nachvollzogen. Als These wird formuliert, dass das Phänomen des Astwerks als eine künstlerische Umsetzung des Diskurses über eine auf die antiken Germanen zurückzuführende Identität zu verstehen ist und als Positionierung in diesem Diskurs gelesen werden kann. Dabei findet sich das seit den 1470er Jahren verstärkt zu beobachtende Astwerk in zahlreichen Medien, beispielsweise in der Architektur, der Glasmalerei oder auch der Bildhauerei.

Diese Überlegungen beruhen auf verschiedenen Forschungen, die sich dem Phänomen einer germanischen Antike in der Kunst annähern. Das sogenannte Astwerk wurde als künstlerischer Ausdruck dieses historischen Bewusstseins identifiziert.¹⁰⁹⁵ Hubertus Günther kennzeichnete es als Teil eines architekturtheoretischen Diskurses über die Ursprünge der Architektur und rückte es in den Kontext einer sich entwickelnden deutschen Kunsttheorie. So hielt er fest, dass sich die Gegenüberstellung künstlicher und natürlicher Elemente besonders oft im Umkreis der Architekturtheoretiker fände.¹⁰⁹⁶ Günthers grundlegende Ausführungen berücksichtigen jedoch nur am Rande Diffusionsprozesse und den historischen Kontext. Zudem führte er das Astwerk vor allem auf Traktate des 16. Jahrhunderts, wie etwa Baldassare Peruzzis Romplan für

1095 Aus der breiten Literatur: Crossley 1993; Günther 2002; Hubach 2005; Hubach 2008; Kavalier 2005; Kavalier 2006; Timmermann 2011.

1096 Als Beispiel benennt Günther Lorenz Lechler (um 1460–vor 1538), der zum einen ein Architekturtraktat schrieb, zum anderen am 1486 entworfenen Sakramentshaus für St. Dionys in Esslingen Astwerkformen verwendete. Vgl. Günther 2002, S. 27–28. Zu Lechler fehlen neuere Forschungen. Vgl. zu ihm Seeliger-Zeiss 1967.

Papst Leo X. von 1526, zurück, obwohl bereits für das 15. Jahrhundert die Verwendung von Astwerk in der Architektur nachgewiesen werden kann.¹⁰⁹⁷ Weiterhin werden von Günther vereinzelte Aussagen – teilweise handelt es sich nur um einzelne Sätze – von Tacitus, Strabon, Seneca und Plinius dem Älteren herangezogen, um die Wurzeln des Astwerks zu identifizieren.¹⁰⁹⁸ Auch eine rein ikonographische Analyse des Astwerks greift zu kurz, wie Ethan Matt Kavalier herausstrich: »A rigid iconographic analysis falsely attributes a certain and stable meaning to the vaults, which more likely depended for their range of meaning on the vagaries of preconscious associations.«¹⁰⁹⁹

Um diesen Problematiken entgegenzuwirken, wird methodisch auf die Arbeiten von Hanns Hubach zurückgegriffen, die Diskurse, Hofgesellschaft und Objekte gemeinsam betrachten, um das Phänomen des Astwerks zu erklären. An diese Methode wird hier angeschlossen. Indem diese unterschiedlichen Ansatzpunkte verbunden werden, soll gezeigt werden, dass das Astwerk nicht nur Teil eines schwer zu rekonstruierenden Architekturdiskurses war, sondern auch eine selbstbewusste Antwort auf pejorative und böswillige Darstellungen der Deutschen in antiken und zeitgenössischen italienischen Texten. Astwerkdarstellungen sind damit als visualisierte Diskursbeiträge zu verstehen.

Die grundlegende Frage dieses Abschnitts lautet entsprechend: Was bedingt die Entstehung des Astwerks? Seine Entstehung ist, so die These, Ausdruck eines Identitätsdiskurses, der auf der Auseinandersetzung mit dem antiken Germanenbild des Tacitus beruht. Hiervon abhängig sind folgende Fragen zu diskutieren: Wo finden sich entsprechende Diskussionsforen zu Identität? Nehmen Landshuter Räte und/oder Amtsleute daran teil? Was ist der Sinngehalt des Astwerks, und ist die Verwendung des Astwerks als Rezeption des Geschichtsdiskurses über die eigene Herkunft anzusehen? In einem ersten Schritt wird der Befund chronologisch vorgestellt. Daran anschließend werden drei Episoden identifiziert, während derer die »Germania« diskutiert wurde. Diese Episoden, die Wiederentdeckung der »Germania« durch Enoch d’Ascoli 1454, der Briefwechsel zwischen Martin Mair und Enea Silvio Piccolomini 1457 und schließlich der Reichstag 1471 in Regensburg, stehen in engem Zusammenhang mit der Entstehung der verschiedenen Objekte. In drei Teilen wird nachvollzogen, wie die Auseinandersetzung

1097 Vgl. hierzu Günther 1990, S. 160; Günther 2002, S. 16–17, 20–21.

1098 Günther bezieht sich in seinem maßgeblichen Aufsatz ausschließlich auf eine kurze Passage in Plinius: »Naturalis historia«: »Wälder waren die Tempel der höheren Mächte, und auch jetzt noch weiht man auf dem einfachen Land nach uralter Sitte einen besonders schönen Baum einer Gottheit« (»Haec fuere numinum templa, priscoque ritu simplicia rura, etiam nunc deo praecellentem arborem dicant«), zit. nach Plinius d. Ä. ed. König 2007a, XII,2, S. 14–15 Günther 2002, S. 18. Hanns Hubach verweist in seinen teils im Wortlaut identischen Artikeln zum Astwerk auf keine konkrete Stelle bei Plinius, sondern nur allgemein auf die Bezugsstelle bei Günther (2002). Vgl. Hubach 2005, S. 223, Anm. 43. Im jüngeren Aufsatz von 2008 laufen die Fußnoten ins Leere, sodass die Referenz auf Plinius in dieser Form nicht haltbar ist. Vgl. Hubach 2008, S. 118, Anm. 17 und S. 119, Anm. 18. Zur Rezeption von Plinius in der Architektur der Renaissance vgl. Fane-Saunders 2016. Speziell zum 15. Jahrhundert, bezugnehmend auf Leon Battista Alberti, vgl. ebd., S. 93–110.

1099 Kavalier 2005, S. 230.

mit der »Germania« und der damit verbundene Identitätsdiskurs zum Aufkommen des Astwerks beitragen. Dabei kann auch nachvollzogen werden, wie sich die Bedeutung des Astwerks wandelte.

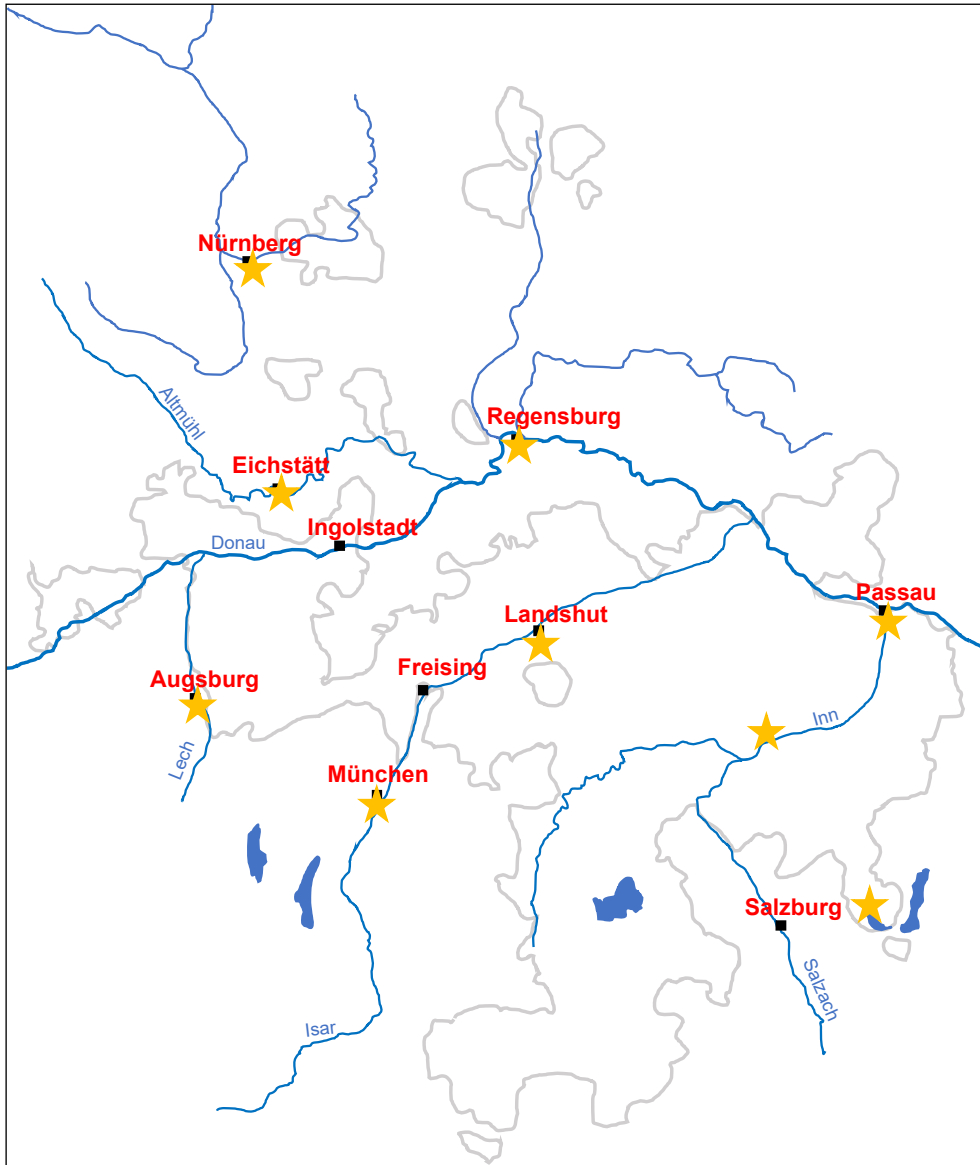
5.2.2.1 *Astwerkbefunde im Umfeld des Landshuter Hofes*

Wie Karte 10 zeigt, finden sich an vielen Orten des Herzogtums finden Astwerke. Sie stehen alle in direktem Zusammenhang mit Höflingen und Gelehrten Räten Herzog Ludwigs IX. Die (mutmaßlichen) Auftraggeber/innen der Kunstwerke sind verschiedenen Personengruppen am Hof zuzuordnen. So beauftragten geistliche und weltliche Räte Kunstwerke mit Astwerkdarstellungen. Hierzu zählen Heinrich von Absberg, Peter Knorr, Martin Mair und Friedrich Mauerkircher. Außerdem finden sich Astwerkdarstellungen bei Objekten, die von herzoglichen Amtsleuten und deren Frauen beauftragt wurden. Dies waren: Lucia Apfenthaler, Sigmund von Fraunberg und Elisabeth Trenbeck. Weiterhin findet sich in der Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Abersee ebenso Astwerk wie bei Objekten, die mit Personen, die zwar nicht als Räte bestellt waren, aber in fortwährendem Austausch mit Herzog Ludwig IX. standen, verbunden sind, etwa Sigismund Meisterlin, Georg Altdorfer und Wilhelm von Reichenau.¹¹⁰⁰

Der Entstehungszeitraum der vorzustellenden Objekte erstreckt sich über mehrere Jahrzehnte: Die älteste bekannte Astwerkdarstellung findet sich in einer auf 1457 datierten Abschrift von Sigismund Meisterlins »Cronographia Augustensium«. Die nächstjüngere Darstellung, das von Wilhelm von Reichenau beauftragte Joch des Wilibaldschores in Eichstätt, entstand erst im Jahr 1471. In die 1470er Jahre sind das Epitaph Absbergs sowie die Fenstergläser Peter Knorrs für St. Lorenz in Nürnberg zu datieren. Kurz darauf wurden die Epitaphe Martin Mairs, Georg Altdorfers und Friedrich Mauerkirchers, ferner das Gesprenge des Pacher-Altars in St. Wolfgang angefertigt. Erst in den späten 1480er und 1490er Jahren entstanden die Astwerkformen aufweisenden Epitaphe der Landshuter Amtsleute und ihrer Ehefrauen.

Das früheste Astwerk ist auf der bereits erwähnten Illustration von Meisterlins »Cronographia« zu sehen. Diese zeigt eine weite, hügelige Landschaft, die von einem Bach durchzogen ist (vgl. Abb. 179). Im Mittelgrund des Bildes sind Männer damit beschäftigt, eine hölzerne Palisade um eine Siedlung zu errichten, die durch eine Fahne als Augsburg zu identifizieren ist. Eine Brücke verbindet das jenseitige Ufer mit dem Bildvordergrund. Rechts tritt ein mit einer Tunika bekleideter Mann aus dem Dunkel einer Höhle. Ihm gegenüber sind zwei Personen dargestellt, die aus selbstgebauten Behausungen heraus- oder in sie eintreten. Diese Behausungen sind aus Ästen gebaut, die miteinander verschlungen und ineinandergesteckt wurden.

1100 Georg Altdorfer entstammte einer Landshuter Patrizierfamilie und war von 1477 bis 1495 Bischof von Chiemsee. Vgl. Art. »Altdorfer, Georg« von Erwin Naimer. In: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches, hrsg. von Erwin Gatz, unter Mitarbeit von Clemens Brodkorb, Bd. 2. Berlin 1996, S. 19–20; Stangier 2014, S. 173.



Karte 10. Astwerkbefunde im Herzogtum Bayern-Landshut und darüber hinaus, die sicher mit dem Herzogshof in Verbindung gebracht werden können.



Abbildung 181. Matthes Roriczer (?), Westliches Joch des Willibaldschores mit Astwerkrippen, 1471. Dom St. Salvator, Unserer Lieben Frau und St. Willibald, Eichstätt

Ganz anders stellt sich das zweite, ebenfalls sehr früh datierte Astwerk dar. Im Eichstätter Dom wurde wohl 1471 an den bestehenden Willibaldschor ein Joch angefügt, das mit einem einfachen Gratgewölbe eingedeckt ist (Abb. 181). Die Grate sind aus gebogenen Ästen gebildet, wobei teilweise von dem Stamm, das heißt dem Grat abgehende Äste beschnitten wurden. Der als Schlussstein dienende Wappenschild verweist auf Bischof Wilhelm von Reichenau als Auftraggeber oder zumindest Finanzier des Jochs. Das Gewölbe wurde sehr wahrscheinlich durch Mathes Roriczer ausgeführt.¹¹⁰¹

Weitaus elaborierter ist das Astwerk am Epitaph des Regensburger Bischofs Heinrich von Absberg (Abb. 182). Dieses befindet sich im Regensburger Dom an der Südwand des Nordchors und wurde mit einiger Sicherheit zwischen 1473 und 1477 vom Regensburger Dombaumeister Konrad Roriczer ausgeführt.¹¹⁰² Auch seine Söhne Mathes und Wolfgang wurden als ausführende Meister diskutiert.¹¹⁰³ Das Astwerk verziert dort die

1101 Der Westchor des Eichstätter Doms wurde zwischen 1256 und 1269 erbaut und von Reichenau um ein Joch erweitert. Vgl. Günther 2002, S. 25; Huber 2014c, S. 198.

1102 Die zeitliche Einordnung ergibt sich einerseits durch die stilistische Nähe zum auf das Jahr 1473 datierten Albertus-Magnus-Altar (früher Wolfgangsaltar) und andererseits durch dessen Zuschreibung an Roriczer. Da dieser 1477 starb, muss das Epitaph zuvor entstanden sein. Vgl. dazu Morsbach 2009, S. 92–93; Hubel 2014, S. 448–451; Huber 2014c, S. 197.

1103 Liedke schrieb die Rahmung aufgrund einer seiner Meinung nach vorliegenden Verbindung zur Grabplatte des Eichstätter Bischofs Johann von Eych Mathes Roriczer zu. Vgl. Liedke 2008, S. XLIX. Fuchs

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 182. Konrad Roriczer, Epitaph des Heinrich von Absberg, Rotmarmor, 1473–1477. Dom St. Peter, Regensburg

aus grünlichem Sandstein gefertigte Umrahmung der rund 300 Zentimeter hohen und 150 Zentimeter breiten Rotmarmorplatte. Es integriert zugleich ältere Formen, denn das Epitaph wurde in ein älteres Wandgrabmal hineingebrochen.¹¹⁰⁴ Die Äste ranken sich um zwei schlanke, gedrehte Säulen. Auf diesen ruht ein nach vorne auskragender Kielbogen, der von vier knorpeligen Ästen umfassen und überwachsen wird. Diese Äste scheinen teils aus den älteren Arkadenspolien zu erwachsen und verbinden damit altes und neues Grabmal zu einem harmonischen Ganzen. Durch die am Kielbogen applizierten Akanthusblätter, die sich als Füllung ähnlich in den älteren Bogensegmenten finden, scheint es, als würde die Rahmung nach oben hin ›erblühen‹.¹¹⁰⁵

Wenige Jahre später beziehungsweise zeitgleich beauftragte Peter Knorr in Nürnberg Michael Wolgemut damit, ein Fenster für die Nürnberger Lorenzkirche auszuführen. Laut Inschrift wurde es von Knorr gestiftet und 1476 ausgeführt (Abb. 183).¹¹⁰⁶ Das aus 45 Scheiben bestehende Fenster zeigt Bibelszenen und Heilige. Auf neun Scheiben finden sich verschiedene Formen von Astwerken, die die einzelnen Kompartimente rahmen und teils zu größeren Sinneinheiten zusammenbinden.¹¹⁰⁷ So wird bei der Darstellung des gehörnten Moses eine rundbogige Arkade aus zwei Baumstämmen gebildet, die am Scheitel miteinander verknötet sind (Abb. 184). Diese sind einer steinernen Architektur vorgeblendet, die nur an den Ecken hervorlragt. Bei den darunter befindlichen Darstellungen des Apostels Jakobus und eines schildtragenden Engels wird das Astwerk mit einem Strick verbunden (Abb. 185). Es bildet eine harmonische Rundarkade, während die obige des Mosesfensters durch die Astlöcher wesentlich urwüchsiger wirkt. Ganz anders ist die Arkade gebildet, in welcher der Prophet Elias steht (Abb. 186): Dort ist der Baumstamm von einem aus ihm selbst erwachsenden akanthusartigem Laub umwunden. Es scheint, als sei den ausführenden Künstlern noch

wiederum attribuierte diese aufgrund stilistischer Ähnlichkeiten zwischen Maßwerksformen und natürlichem Astwerk am Grabmal und dem Baldachinüberbau des Dombrunnens Wolfgang Roriczer. Vgl. Fuchs 2010, S. 172–173.

1104 Fuchs/Hubel 2016, S. 760 mit älterer Literatur. Die Verfasserin dankt Herrn Dr. Markus T. Huber, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, für das Überlassen der Fotos.

1105 Liedke spricht von »einer Arkatur aus Kalkstein mit Astwerk in gotischen Formen«, die das Epitaph umgibt. Liedke 2008, S. XLIX.

1106 Das Knorr-Fenster ist vermutlich das älteste Chorfenster der Lorenzkirche. Die Datierung ergibt sich aus der Inschrift auf der Glasplatte mit dem Abbild Knorrs. Diese lautet: »Peter Knorr, Doktor beider Rechte, Mitglied des kaiserlichen Hofes, Propst der Kirche St. Gumpert in Ansbach und Pfarrer dieser Kirche St. Lorenz. Im Jahre 1476.« (»Petrus knorre Decretoru(m) doctor sacr(a)e / Imperialis Aul(a)e comes pr(a)eposit(us) Ecc(lesia)e / s(an)cti gumberti Onoldspacen(sis) et pleban(us) hui(us) / Ecc(lesia)e s(an)cti laurentii a(nn)o M^cCCCC^olxxvi.«) Scholz 2019, S. 133–152, hier S. 142, abweichende Lesart bei Strieder 1958, S. 178; vgl. weiterhin Frenzel 1970, S. 34. Die übrigen Fenster (Konhofer-, Volckamer- und Löffelholz-Fenster) datieren kurz danach, etwa von 1478 bis 1482. Alle Chorfenster sind in einem Werkstattzusammenhang entstanden. Vgl. Frenzel 1970, S. 41–42; Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St. Lorenz 2011, S. 73.

1107 Diese neun sind die Scheiben Ib, IIa–e, IIIb, III d sowie IVf. Eine ausführliche Beschreibung der Scheiben bei Scholz 2019, S. 141–152.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität

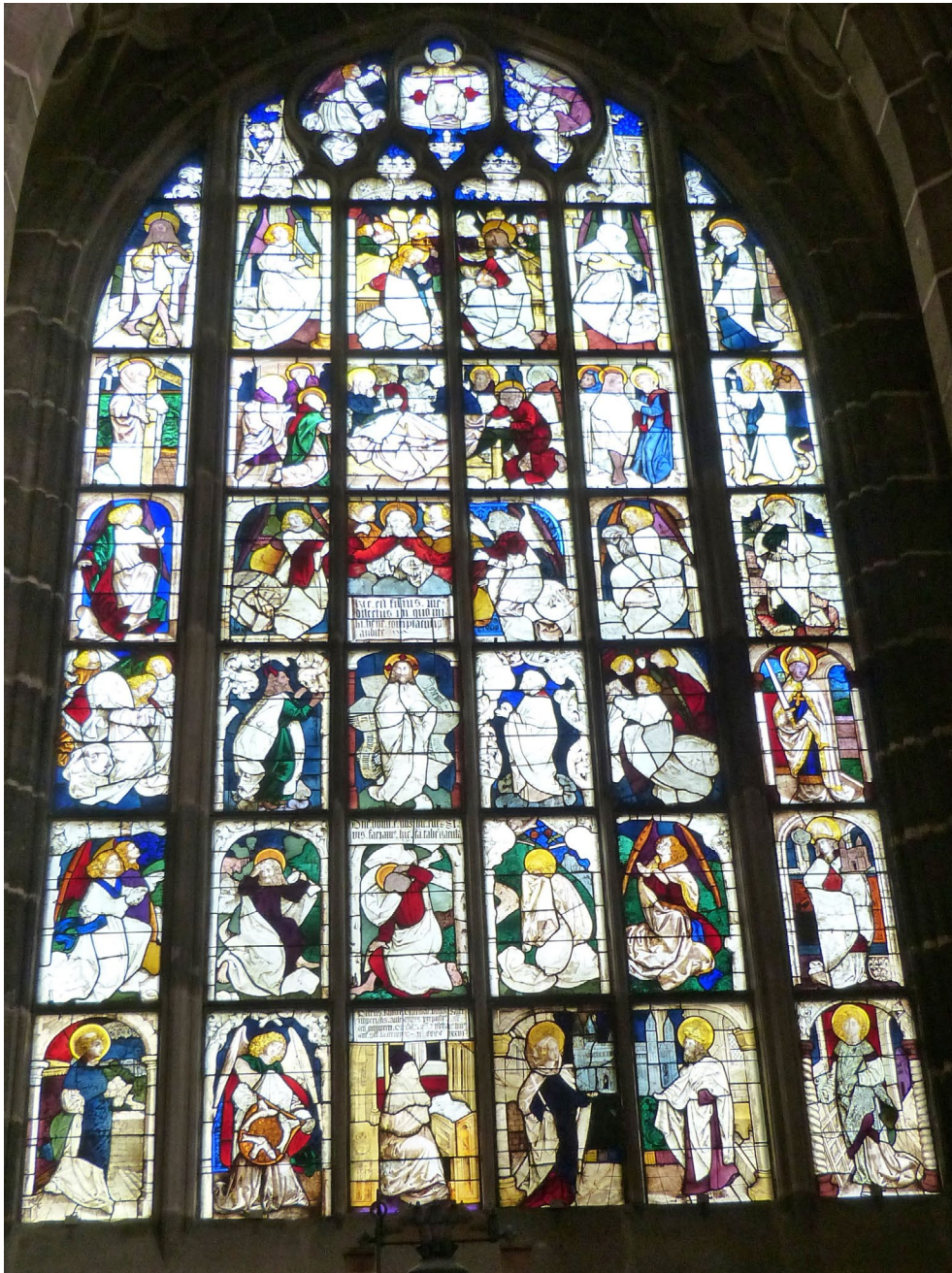


Abbildung 183. Michael Wolgemut, sogenanntes Knorr-Fenster, Glas, 1476. St. Lorenz, Nürnberg



Abbildung 184. Michael Wolgemut, sogenanntes Knorr-Fenster, Moses, Glas, 1476. St. Lorenz, Nürnberg



Abbildung 185. Michael Wolgemut, sogenanntes Knorr-Fenster, Jakobus und Engel, Glas, 1476. St. Lorenz, Nürnberg

unklar gewesen, wie das Astwerk darzustellen sei.

Ein weiteres Astwerk findet sich direkt in Landshut. Auf dem aus rotem Marmor gefertigten Epitaph Martin Mairs in der St.-Martin-Kirche (Abb. 187) wird das Astwerk prominent in den Vordergrund gerückt. Das Epitaph wurde wohl von Marx Haldner um 1480 gefertigt.¹¹⁰⁸ Der Gelehrte Rat wird mit gefalteten Händen dargestellt und scheint durch eine schlanke, rundbogige Arkade zu gehen. Diese ist aus grazilen Ästen geformt, die aus zwei hohen Vasen erwachsen. Aus den Ästen entwickeln sich vollplastisch ausgebildete Akanthusblätter sowie kleinere Ästchen, die eine Art stilisiertes Maßwerk bilden.

Auch das Epitaph des Gelehrten Rates und späteren Passauer Bischofs Friedrich Mauerkircher in der Braunauer Kirche St. Stephan zeigt verschiedene Astwerke. Es wurde um 1485 von Hans Peurlin dem Mittleren gefertigt.¹¹⁰⁹ Die Darstellung

des auf einem oktagonalen, kleinen Podest stehenden Mauerkircher wird überfangen von drei ineinander verschlungenen, aus Astwerk gebildeten Kielbögen (Abb. 188). Dieser Astwerkbaldachin ist aus einer Vielzahl von Blättern sowie gedrehten Ästchen geformt. Den Kielbögen ist eine mit Ornamenten versehene zweite Ebene vorgeblendet. Die drei leicht vorkragenden Kielbögen werden durch zwei kleine, stilisierte Wimperge unterteilt. Diese sind selbst als Podeste mit Baldachinen gestaltet und stellen die Verkündigung des Erzengels Gabriel an Maria dar. Die gestickte Bordüre des Pluviales zeigt in Einzeldarstellung verschiedene Heilige, die auf kleinen Podesten stehen, welche von Baldachinen überwölbt werden. Auch diese Baldachine sind aus feinen Astwerken gebildet, die kunstvoll miteinander verschlungen sind. Die Umsetzung des Astwerks bei den verschiedenen Baldachinen am Epitaph erfolgte raffiniert und durchdacht, wie beispielsweise die in das Astwerk integrierte Verkündigungsszene zeigt.

Neben den Epitaphen findet sich an unerwarteter Stelle eine kleine Astwerksdarstellung, nämlich auf dem bereits vorgestellten Frauenberger Altar des Meisters von



Abbildung 186. Michael Wolgemut, sogenanntes Knorr-Fenster, Elias, Glas, 1476. St. Lorenz, Nürnberg

1108 Vgl. Ausst. Kat. Landshut 2001, Bd. 2, Kat.-Nr. 50, S. 394–396.

1109 Vgl. zum Epitaph Martin / Wätl 1947, S. 70, Nr. 3; Liedke 1981a; Loidol 2005.



Abbildung 187.
Marx Haldner, Epitaph
des Martin Mair, Rot-
marmor, um 1480.
St. Martin, Landshut



Abbildung 188.
Hans Peurlin d. M.,
Epitaph des Friedrich
Mauerkircher, Rot-
marmor, um 1485.
St. Stephan, Braunau
am Inn



Abbildung 189. Meister von Gelbersdorf, Frauenberger Altar, Betlehemitischer Kindermord, Holz, um 1490/1500. Mariä Heimsuchung, Landshut (OT Frauenberg)

Gelbersdorf, der ungefähr zwischen 1490 und 1500 im Umfeld des Landshuter Rates Sigmund von Fraunberg entstand. Die Darstellung des Bethlehemitischen Kindermords auf der Werktagsseite des linken Flügels zeigt König Herodes unter einem üppigen Astwerk baldachin sitzend (Abb. 189). Die Äste werden hier eng verschlungen dargestellt und erinnern in ihrer gemalten Materialität mehr an Pflanzenschlingen denn an festes Holz.

Annähernd gleichzeitig entstanden in Braunau am Inn und Haslach zwei Epitaphe für Frauen, die ebenfalls Astwerke aufweisen. An der Außenmauer der Stadtpfarrkirche in Braunau befindet sich dasjenige der Elisabeth Trenbeck (Abb. 190),¹¹¹⁰ das um 1493

¹¹¹⁰ Vgl. Liedke 1981b, S. 48–49, Nr. 37, S. 150. Zu Sickinger vgl. Art. »Sickinger, Franz« von Markus T. Huber. In: Allgemeines Künstlerlexikon, hrsg. von Andreas Beyer, Bénédicte Savoy und Wolf Tegethoff, Bd. 103. Berlin/Boston 2019, S. 414.



Abbildung 190. Franz Sickinger, Epitaph der Elisabeth Trenbeck, Rotmarmor, um 1493. St. Stephan, Braunau am Inn

von Franz Sickinger gefertigt wurde. Elisabeth wird kniend mit gefalteten Händen dargestellt. Unter ihr sind zwei Wappen zu sehen. Sie wird überfangen von einem Astwerkbogen, der von Blattranken umschlungen ist und ansatzlos aus den Rändern des Bildfeldes erwächst. Es wirkt, als sei der Astwerkbogen eine Girlande, die das Bildfeld nach oben hin abschließt. Das Motiv einer rahmenden Astwerkarkade findet sich ebenfalls bei dem um 1493/94 entstandenen Epitaph der Lucia Apfenthaler in Haslach (Abb. 191), das ebenfalls Franz Sickinger zugeschrieben wird.¹¹¹¹ Es zeigt die Verstorbene kniend, mit gefalteten Händen, den Betrachtenden frontal zugewandt. Sie wird eingerahmt von zwei grazilen Stämmen, die nach oben hin miteinander verwachsen und eine Art Kielbogen bilden. Überall erwachsen aus den Stämmen Blätter, die sich um das Holz herumwinden.

Das letzte Astwerk findet sich schließlich auf dem Epitaph des Chiemseer Bischofs Georg Altdorfer in der gleichnamigen Kapelle in St. Martin zu Landshut (Abb. 192). Es wurde vor 1495 ebenfalls von Hans Peurlin dem Mittleren gefertigt.¹¹¹² Altdorfer wird von der Seite kniend auf einem Betstuhl dargestellt. Ein Diener hält den Chormantel. Das Astwerk schließt nach oben hin das Bildfeld ab und entwickelt sich ansatzlos. Zudem finden sich kleine Kielbögen aus Astwerken, die die vier Heiligendarstellungen an den Seiten des Epitaphs überfangen. Hier ranken sich Blätter üppig um die grazilen Ästchen.

Die Beispiele zeigen, dass die Darstellung von Astwerk auf verschiedenen Medien (Gemälden, Kirchenfenstern, Epitaphen) im Herzogtum Bayern-Landshut ab 1457, insbesondere aber ab den 1470er Jahren gebräuchlich war. Die Ausformung war dabei höchst unterschiedlich und konnte auf eine Form reduziert sein, aber auch komplex und filigran. Daran schließen die bereits aufgeworfenen Fragen an: Was bedingte das Aufkommen des Ornaments und in welchem Zusammenhang stand es mit der Rezeption des Tacitus sowie dem sich darauf stützenden Identitätsdiskurs?

5.2.2.2 Die Ursprünge des Astwerks: Sigmund Meisterlins Chronik

Der Diskurs über eine genuin germanische Antike und, darauf aufbauend, eine historische germanische Identität gründete sich auf die Rezeption der taciteischen »Germania«. Als Ausgangspunkt dieses Diskurses ist die Wiederentdeckung der »Germania« durch Enoch d'Ascoli im Jahr 1454 anzusehen.¹¹¹³ D'Ascoli reiste als päpstlicher Bücheragent durch das Reich mit dem Ziel, seltene Bücher in die Vatikanische Bibliothek zu überführen. Eine Abschrift der »Germania« fand er schließlich in einem Codex der Bibliothek des Klosters Hersfeld, der später als »Codex Hersfeldensis« bezeichnet wurde.¹¹¹⁴

1111 Vgl. Liedke 1981b, S. 49–52.

1112 Vgl. Liedke 1987, S. 42–49.

1113 Grundlegend: Mertens 2004.

1114 Ebd., S. 64.



Abbildung 191. Franz Sickinger, Epitaph der Lucia Apfenthaler, Rotmarmor, um 1493/94. Mariä Heimsuchung, Haslach



Abbildung 192. Hans Peurlin d. M., Epitaph des Georg Altdorfer, Rotmarmor, vor 1495. St. Martin, Landshut

Die Rückreise des Agenten dokumentierte Sigmund Meisterlin in seiner »Cronographia Augustensium«, die zwischen 1455 und 1457 verfasst wurde. Er gibt darin an, dass d'Ascoli 1454 einige Zeit im Augsburger Kloster St. Ulrich und Afra verweilt hatte.

Meisterlins Werk deutet darauf hin, dass die »Germania« vielfältig rezipiert wurde, denn er übernahm verschiedene Ideen aus Tacitus' Traktat in seine eigene Chronik, so etwa diejenige zur Herkunft der Schwaben, wie Dieter Mertens herausarbeitete. Meisterlin erklärte diese nicht in Übereinstimmung mit mittelalterlichen Schreibern, sondern orientierte sich an dem »Grundmuster der taciteischen Konstruktion des Indigenats«.¹¹¹⁵ Es scheint, als habe d'Ascoli mit Meisterlin in der ein oder anderen Form über die »Germania« diskutiert. Die Illustration der aus Ästen gebauten Behausung in der »Cronographia Augustensium« bestätigt dies nachdrücklich, denn sie ist als visuelle Umsetzung des taciteischen Textes zu verstehen. Meisterlin stellt dar, wie die Germanen geschickt Baumzweige miteinander verbunden, indem sie diese flechten oder ineinanderstecken. Rechts davon ist ein Mann zu sehen, der aus einer Höhle heraustritt. Es handelt sich bei dieser Abbildung um die Visualisierung von zwei Stellen bei Tacitus:

»Sie pflegen auch unterirdische Höhlen aufzutun und beschweren sie oben mit viel Mist als Zuflucht für den Winter und zur Aufbewahrung der Feldfrüchte, weil derartige Orte die starre Kälte mildern und ein Feind, wenn einmal einer ins Land kommt, nur, was offen daliegt, plündert.«¹¹¹⁶

Anstelle von Mist werden in der Illustration der Meisterlin-Chronik eine Tierhaut sowie Äste verwendet, die miteinander verflochten sind. Dies wird ebenso von Tacitus erwähnt, denn anstelle von Ziegeln oder Steinen verwendeten die Germanen Holz zur Errichtung ihrer Höhlen und Hütten: »Nicht einmal Bausteine oder Ziegeln sind bei ihnen üblich: Sie benutzen unförmiges Bauholz zu allem, ohne Ansehen und Anmut.«¹¹¹⁷ Die Darstellung setzt Tacitus' Beschreibung um und versucht nachzuvollziehen, wie die Germanen ihre primitiven Unterkünfte mit Ästen gebaut hatten. Fast scheint es, als würde die Illustration eine Zivilisationsentwicklung nachzeichnen: von den Höhlen über die germanischen Hütten hin zur befestigten Stadt Augsburg. Im Hinblick auf die Tacitus-Rezeption zeigt sich, dass Meisterlin die »Germania« verstand und, sollte er tatsächlich selbst die Illustration angefertigt haben, diese wortwörtlich visualisierte.

1115 Ebd., S. 67. Vgl. weiterhin Joachimsohn 1910, S. 42–44; Hunger 1975, S. 541–542; Schellhase 1976, S. 10; Meisterlin ed. Gröchenig 1457/1998, S. 36.

1116 Übers. der Verf. (»solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus, quia rigorem frigorum eius modi loci molliunt et, si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et defossa aut ignorantur aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt«, Tacitus ed. Köstermann 1970, XVI, 4, S. 15).

1117 Übers. der Verf., (»ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi et citra speciem aut delectationem«, Tacitus ed. Köstermann 1970, XVI, 2, S. 15).

Die Germanen werden bei ihm zum Bestandteil der Geschichte Augsburgs, auf die Meisterlin verweist.

Dem Landshuter Hof könnte die »Germania« zu diesem frühen Zeitpunkt, 1454, bekannt geworden sein, denn es bestanden vielfältige Kontakte in das Augsburger Kloster, wie bereits angedeutet wurde.¹¹¹⁸ So bestanden über den Augsburger Bischof Peter von Schaumberg direkte Kontakte zwischen Herzogshof und Kloster. Darüber hinaus gab es über den Humanistenkreis um Sigismund Meisterlin und Sigismund Gossembrot Anknüpfungspunkte. Dieser Gruppe gehörten neben dem Juristen und Ratschreiber Valentin Eber der Stadtarzt Hermann Schedel, der aus Salzburg stammende Kleriker Jakob Sam und der herzogliche Rat Lorenz Blumenau an. Beständig suchten sie nach verloren geglaubten antiken Werken.¹¹¹⁹ Die Entdeckung der »Germania« dürfte von ihnen mit großem Interesse verfolgt und diskutiert worden sein.

Trotz dieser Kontakte zwischen St. Ulrich und Afra, dem Augsburger Humanistenkreis und dem Hof Herzog Ludwigs scheint der erste Diskussionsanlass der »Germania« folgenlos geblieben zu sein. Es entstand kein Astwerk im Landshuter Umfeld, das auf eine unmittelbare Rezeption des taciteischen Werkes in Form eines vegetabilen Ornaments schließen ließe. Die Gründe hierfür sind schwer nachzuvollziehen. Es wäre denkbar, dass Meisterlin und d'Ascoli zwar über die »Germania« diskutierten, aber es nicht darum ging, den Germanen mit dem Astwerk als Symbol seiner Kulturlosigkeit zu verbinden. Meisterlin trieb nicht die Abgrenzung und Bestimmung einer deutschen oder germanischen Identität um, sondern die für ihn drängende Frage nach den Ursprüngen Augsburgs. Die Germanen sind für Meisterlin Teil dieser Geschichte und werden von ihm entsprechend in seine »Cronographia« (visuell) integriert. Die aus verflochtenen Ästen geformten Behausungen sind in diesem Kontext ein durch Quellen belegter Evolutionsschritt hin zur befestigten Stadt.

5.2.2.3 *Vom Brief zum Epitaph: Piccolominis und Mairs* *Austausch über die Germanen*

Bereits wenige Jahre später, in den Jahren 1457/58, wird die »Germania« ein zweites Mal im Kreis der (späteren) Landshuter Höflinge diskutiert: in einem heute nur noch teilweise überlieferten Briefwechsel zwischen Enea Silvio Piccolomini und dem zu diesem Zeitpunkt noch in Diensten des Mainzer Erzbischofs Dietrich Schenk von Erbach stehenden Martin Mair.¹¹²⁰ Daraus entstand das sogenannte »Germania«-Traktat Piccolominis,¹¹²¹ dem der spätere Papst einen wohl bearbeiteten Auszug aus einem Brief

1118 Die Abschriften Trösters und Hinderbachs sowie der Chiemseer Codex datieren erst ab etwa 1465. Vgl. Anm. 890–891.

1119 Zu Herzog Ludwig IX. und dem Kloster St. Ulrich und Afra vgl. Kap. 2.1.2. Vgl. Fuchs 2015, S. 128.

1120 Vgl. Voss 2004, S. 347.

1121 Vgl. Günther 2002, S. 30; Günther 2003, S. 38; Mertens 2004, S. 68–72.

5.2 Stilmodi der Retrospektivität

Mairs voranstellte. Das Traktat wurde am 1. Februar 1458 publiziert und dem Kardinal Antonio de la Cerda gewidmet. Gemeinhin wird dieses als Startpunkt für die *negotatio Germaniae*, also die Verhandlung der Frage, was Germanien sei, angesehen.¹¹²²

Auch die Bedeutung des Briefwechsels für die Rezeption von Tacitus' Werk ist in der Forschung vielfältig herausgestrichen worden.¹¹²³ In diesem Briefwechsel könnte die Entwicklung des Astwerks begründet liegen. Ausgangspunkt der Ausführungen Piccolominis ist Martin Mairs Brief, in welchem er eine oppositionelle Haltung gegenüber der Kurie einnahm und den Zustand der Kirche im Reich kritisierte. Das Reich werde, so die Argumentation, durch Rom immer stärker finanziell belastet und befinde sich im Niedergang. Mair schrieb:

»Dadurch ist unser einst ruhmreiches Volk, das durch seine Tüchtigkeit und sein Blut das römische Imperium erworben hat und Herr und König der Welt gewesen ist, nunmehr an den Bettelstab gebracht, geknechtet und zinspflichtig geworden und beklagt nun schon viele Jahre lang, im Staube liegend, sein Los, seine Armut.«¹¹²⁴

An diesem Zitat wird Mairs Wahrnehmung seiner Gegenwart anschaulich und offenbar, welchen Traditionen er sich verpflichtet sah. Gleichzeitig spiegelt sich darin das oben skizzierte italienische Selbstverständnis der Zeit, man befinde sich auf einem evolutiven Tiefpunkt und müsse sich an einem erstrebenswerten vergangenen Zeitpunkt orientieren, das Mair auf seine eigenen, persönlichen Lebensverhältnisse übertrug. Er bediente sich der italienischen Eigenwahrnehmung und projizierte sie auf die Zustände im Reich. Im Gegensatz zu seinen südalpinen Freunden, die die römische Antike als Referenzpunkt wählten, an den es anzuknüpfen galt, wählte Mair die Zeit Karls des Großen, diejenige Zeit, in welcher das »einst ruhmreiche[...] Volk das römische Imperium erworben hat«. Damit verortete sich Mair in einem anderen kulturellen Bezugssystem: Nicht die römische Antike, sondern die Karolingerzeit war für ihn vorbildhaft. Auch Mairs Schluss, es bedürfe einer umfassenden Reform, um an diese ruhmreiche Vergangenheit anzuknüpfen, ist den Forderungen der italienischen Humanisten vergleichbar, man solle sich an der Antike orientieren. Geschichte wurde für Mair zu einem strukturgebenden Bezugssystem und funktionierte als identitätsstiftendes Moment. Durch sie wird eine innere (Reichs-)Einheit geschaffen, aber auch eine Abgrenzung von anderen, in diesem Fall: Rom.

1122 Vgl. Krebs 2005, S. 118.

1123 Vgl. Müller 2001, S. 251–277; Wengorz 2013, S. 392–398.

1124 »Ob quas res natio nostra quondam inclita, que sua virtute suoque sanguine Romanum imperium coemit fuitque mundi domina ac regina, nunc ad inopiam redacta ancilla et tributaria facta est et in squalore iacens suam fortunam, suam pauperiem multos iam annos meret.« Pius II., De ritu, situ, moribus et conditione Germaniae descriptio, Vatikanstadt, Bibliotheca Apostolica Vaticana, Vat. lat. 3886, 1v. Übersetzung Pius II., Papst ed. Schmidt 1457/1962, S. 15, 34. Vgl. weiterhin Krebs 2005, S. 118.

Piccolomini hingegen unterstrich in seiner Erwiderung die positive Entwicklung der Deutschen von einem barbarischen Volk hin zu einem zivilisierten und pries die Gegenwart als zivilisatorischen Höhepunkt: Noch nie sei man so wohlhabend gewesen. Die Grundlage für sein Bild der barbarischen Germanen fand er bei den antiken Autoren, neben Tacitus in Caesars Germanen-Exkurs in »De bello Gallico« sowie in Strabons »Geographia«. ¹¹²⁵ Wie Dieter Mertens festhielt, war dies »die erste, künftig kanonische Zusammenstellung der drei Hauptzeugen« für die germanische Antike. ¹¹²⁶ Doch es ist Tacitus, den er namentlich erwähnte:

»Ähnliches berichtet über die Germanen Cornelius Tacitus, der bis in die Zeit Hadrians gelebt haben soll. Das Leben deiner Vorfahren unterschied sich damals nur wenig von dem der wilden Tiere. Sie waren größtenteils Hirten und Bewohner von Wäldern und Hainen.« ¹¹²⁷

Bei Piccolomini stand nicht die wörtliche Wiedergabe des Tacitus im Vordergrund, sondern die Paraphrase des taciteischen Textes und, wie Blusch herausarbeitete, dessen eigennützige Umdeutung: Die Germanen seien träge gewesen und hätten als Nomaden gelebt. ¹¹²⁸ Das steht im Gegensatz zu Tacitus' Intention, die Germanen als Gegenbild zu verweichlichten Römern als besonders zähes und tugendsames Volk zu zeichnen, stützt aber Piccolominis Argumentation. Mairs Vorfahren hätten im Gegensatz zur Gegenwart unzivilisiert gelebt und in Höhlen gehaust. Piccolomini konstatierte, dass die großen wie die kleinen Städte nicht mauerbewehrt gewesen seien, es keine Burgen über den Hügeln gegeben habe und die Tempel beziehungsweise Kirchen nicht aus Stein gebaut worden seien. ¹¹²⁹ Piccolomini verweist direkt auf Tacitus, der ebenfalls schrieb, dass die Germanen nicht in Städten lebten (oder zumindest nicht genug darüber bekannt sei), sondern in der Nähe von Quellen und Feldern, ganz so, wie es ihnen gefiel. ¹¹³⁰ Anstelle von steinernen Häusern hätten sie in Holzhütten gelebt.

Der spätere Papst nutzt die »Germania« bewusst als eine Art historische Quelle, um seine Ausführungen zu belegen. ¹¹³¹ Der Verweis auf die Wohnsituation der Germanen mag zunächst überraschen, illustriert aber sehr gut die von Piccolomini skizzierte Entstehungsgeschichte der Germanen. Und wie bereits bei der Chronik des Sigismund Meisterlin scheint es, als wäre die Auseinandersetzung mit Tacitus' Textpassagen für

¹¹²⁵ Vgl. Piccolomini, *Germania*, II, 2–3.

¹¹²⁶ Mertens 2004, S. 68.

¹¹²⁷ Piccolomini, *Germania*, II, 4. Übersetzung zit. nach Pius II., Papst ed. Schmidt 1457/ 1962, S. 89.

¹¹²⁸ Vgl. Krebs 2005, S. 121; Blusch 1983, S. 102.

¹¹²⁹ »Nec munite his urbes erant neque oppida muro cincta, non arces altis innixe montibus, non templa sectis structa lapidibus visebantur«. Piccolomini, *Germania*, II, 4.

¹¹³⁰ Tacitus, *Germania*, XVI, 1–3.

¹¹³¹ Vgl. Blusch 1983, S. 104.

die Kunstgeschichte nicht folgenlos gewesen, denn das Epitaph Martin Mairs scheint auf Piccolominis Argumentation zu reagieren, so dass eine gewisse Kausalität zwischen »Germania«-Diskurs und Verwendung von Astwerk hergestellt werden kann.

Das von Marx Haldner gefertigte Epitaph zeigt Mair durch eine grazile Astwerkarkade schreitend, deren Äste ein kunstvolles Maßwerk bilden. Es scheint Tacitus kommentieren zu wollen: Die Nachfahren der Germanen bauen nicht mit unförmigem Bauholz, sie bauen nicht ›ohne Ansehen und Anmut‹.¹¹³² Die Komposition Haldners beweist dies, denn das Astwerk ist überaus grazil und verschleiert die urwüchsige Form des Holzes. Die beiden Äste erwachsen kunstvoll aus zwei gleichartigen Vasen und entfalten sich nach oben hin, um einen nahezu perfekten Rundbogen zu bilden. Kein Knoten oder Ineinanderstecken verschiedener Ästchen ist notwendig, um die Arkade anmutig zu vollenden. Sie hebt die Meisterschaft eines ›germanischen‹ Handwerkers und Künstler hervor.

Im Vergleich zu anderen, annähernd zeitgleich datierten Objekten mit Astwerken wird die Besonderheit des Mair'schen Epitaphs deutlich. Zwar wird auf dem Epitaph des Passauer Weihbischofs Albert Schönhofer ähnlich prominent eine Astwerkarkade inszeniert,¹¹³³ jedoch werden die zwei Äste des Kielbogens nicht kunstvoll miteinander verflochten, sondern durch einen prominent in das Zentrum gerückten Strick zusammengebunden (Abb. 193). Dieses Motiv ist beispielsweise von einem Maßwerk am Utrechter Dom bekannt (Abb. 194) und findet sich auch auf einigen Scheiben des Knorr-Fensters (vgl. Abb. 183). Haldner verschleiert mit seinem Astwerk das von Menschenhand gemachte, konstruktive Element und damit den Verweis auf die Germanen, die ihre Behausungen aus Ästen gebaut hatten, die sie mit Stricken miteinander verbunden hatten.

Mehr noch, als dass die Astwerkarkade die Kunstfertigkeit Haldners betont, unterstreicht sie subtil Mairs Belesenheit: Das Astwerk erwächst nicht organisch aus dem Boden, sondern aus einer Vase. Dies erinnert an die legendäre Entstehung des korinthischen Kapitells, wie sie Vitruv in seinen »De architectura libri decem« überliefert.¹¹³⁴ Der griechische Bildhauer Kallimachos soll am Grab eines jungen Mädchens in der Nähe der Stadt Korinth vorbeigekommen sein, an dem die Amme einen Korb mit Spielsachen gestellt hatte. Zum Schutz hatte sie diesen mit einer Platte abgedeckt. Im Laufe der Zeit soll aus dem Korb Akanthus herausgewachsen sein. Als Kallimachos dies sah, soll ihn der Anblick zum Entwurf eines Kapitells, das später nach der nahegelegenen Stadt als ›korinthisch‹ bezeichnet wurde, inspiriert haben. Anstelle des Korbes stellt Haldner zwei Vasen dar. Durch die nähere Betrachtung der Blätter am Epitaph Martin

1132 Tacitus, *Germania*, XVI,2. Vgl. Anm. 1117.

1133 Es sei Jan Lutteroth gedankt, der die Verfasserin auf dieses Objekt aufmerksam machte und erste Aufnahmen zur Verfügung stellte.

1134 Vitruv ed. Reber 1865/2016, IV, 1, 9–10, S. 102–103.



Abbildung 193.
Meister des
Kefermarkter
Altars (?), Epitaph
des Weihbischofs
Albert Schönhofer,
1493, Marmor.
Dom St. Stephan,
Andreaskapelle,
Passau



Abbildung 194. Unbekannter Meister, zusammengebundenes Maßwerk, Stein, um 1500. Domkreuzgang, Utrecht

Mairs erweist sich, dass auf diese Geschichte Bezug genommen wird, denn diese sind – leicht stilisierte – Akanthusblätter.

Das Epitaph stellt unter Beweis, dass Mair Tacitus und ebenso Vitruv gelesen hat. Ohne die Kenntnis dieser antiken Autoren wäre eine derartige Ikonographie nicht denkbar. Ob die Vermittlung des Tacitus unmittelbar über ein von Piccolomini Mair übersandtes Exemplar der »Germania« erfolgte, ist zwar fraglich.¹¹³⁵ Die Ikonographie des Epitaphs unterstreicht aber durch einen dritten Aspekt die Belesenheit und damit Intellektualität Mairs. Er schreitet in Gebet oder Gedanken versunken durch eine rundbogige Astwerkarkade, die an eine Laube, die im Italienischen mit dem Begriff der *loggia* beschrieben wird, erinnert.¹¹³⁶ Die Arkade als Verweis auf Aristoteles zu lesen, ist nicht abwegig: Die Schule des Aristoteles zeichnete sich durch das gemeinsame Diskutieren im Peripatos, einer Wandel- oder Laubenhalle, aus. Die Anhänger dieser Schule wurden dementsprechend Peripatetiker genannt. Mair schreitet, wie die Haltung seiner Beine verrät, durch eine Laubarkade, die eine Assoziation mit dem aristotelischen Vorbild erweckt. Ein Indiz für diese Lesart findet sich in Mairs Rede, die

1135 Claudia Märkl erschien es fraglich, dass Piccolomini Mair eine Abschrift der »Germania« zusandte. Dies kann sicherlich nicht geklärt werden. Dass Mair die »Germania« kannte, wird jedoch aus dem Epitaph ersichtlich. Vgl. Märkl 2014, S. 45.

1136 Günther wies darauf hin, dass das italienische Wort *loggia* ein Kunstwort sei, welches das deutsche Wort »Laube« zu umschreiben suche. Eine Laube ist bekanntermaßen aus Gehölz gefertigt. Vgl. Günther 2002, S. 26.

er anlässlich der Universitätseröffnung in Ingolstadt im Jahr 1472 hielt, in der er die Ideale Aristoteles' aufgreift und die Studenten ermuntert, dessen Vorbild zu folgen.¹¹³⁷ Wenn sich Mair folglich auf seinem Epitaph derart darstellt, setzt er symbolisch seine eigenen Forderungen an die Studenten um – er geht diesen mit gutem Beispiel voran. Somit ist die Darstellung Mairs, der durch eine Art von Laube schreitet, auch eine Allegorie auf das Fortschreiten der eigenen Erkenntnis und der Bildung. Das Motiv der Bildung wiederum wird durch die am Boden liegenden Codices hervorgehoben. Neben Tacitus und Vitruv ist daher aus dem Epitaph auch eine Anspielung auf Aristoteles herauszulesen.

Somit bleibt die Frage, ob in der Astwerkarkade des Mair'schen Epitaphs eine Reaktion auf den Briefwechsel mit Piccolomini zu sehen ist. Das Epitaph unterstreicht, dass Mair die »Germania« gelesen hatte und mit Vitruv vertraut war. Durch den Briefwechsel mit Piccolomini ist sicher, dass er sich mit ihm im aktiven Austausch über den Zustand des Reiches befunden hatte. Die Nachfahren der Germanen dienten Piccolomini als Beleg für den Aufstieg des Reiches. Dennoch erscheint es problematisch, das Astwerk und den Briefwechsel miteinander in Verbindung zu bringen. Erstens ist der Meinungsaustausch zwischen Mair und Piccolomini nur auszugsweise überliefert. Die beiden diskutierten vermutlich – durchaus kontrovers – über das Wesen der Germanen. Jedoch ist offen, ob dieser Meinungsaustausch derart explizit war.¹¹³⁸ Es können also keine weitergehenden Schlüsse gezogen werden, wie Mair auf den tatsächlichen Antwortbrief seines Freundes reagierte. Zweitens liegt zwischen dem Briefwechsel und der Anfertigung des Epitaphs (1457/58 und 1481/82) viel Zeit. Drittens gab es für Mair keinen Grund, seinem Briefpartner das Beharren auf der eigenen Position durch sein Epitaph zu verdeutlichen, da Piccolomini bereits 1464 verstorben war. Die Rezeption der taciteischen »Germania« durch Piccolomini und deren Sekundärrezeption durch Martin Mair ist damit überaus fraglich. Die Astwerkarkade des Mair'schen Epitaphs stellt wahrscheinlich keine Reaktion auf den Briefwechsel der 1450er Jahre dar. Es muss folglich einen anderen Grund gegeben haben, dass Mair das Astwerk auf seinem Epitaph derart pointiert darstellen ließ und es zu einer weiten Verbreitung des Astwerks kam.

5.2.2.4 Die Diffusion des »Germania«-Diskurses auf dem Regensburger Reichstag 1471

Das führt zu dem dritten Diskussionskontext, in welchem die nationale Identität der Deutschen thematisiert und debattiert wurde: dem Großen Christentag 1471 zu Regensburg. Im Zentrum der Beratungen dieses Reichstags standen die schwierigen Verhandlungen über eine Beteiligung des Heiligen Römischen Reichs an einem Feldzug gegen die Osmanen. Um die Reichsfürsten zu einer Parteinahme zu überzeugen, hatte Papst

1137 Vgl. Bauch 1901, S. 1–4; Wiener 2013, S. 73–80.

1138 Vgl. Märkl 2014, S. 45.

Paul II. den Kardinal Francesco Todeschini-Piccolomini nach Regensburg gesandt.¹¹³⁹ Als Berater begleitete ihn der Bischof von Teramo und Schüler Bessarions, Giovanni Antonio Campano.¹¹⁴⁰ Die Aufgabe der beiden italienischen Gesandten war es, die zögerlichen Reichsfürsten von einem Engagement gegen die Osmanen zu bewegen.

In der geplanten Rede Campanos, die er aber wegen der andauernden Streitigkeiten unter den Fürsten nicht hielt,¹¹⁴¹ thematisierte er die loyalen und kampfeslustigen Germanen und wollte an die anwesenden Fürsten appellieren, sich die Vorfahren zum Vorbild zu nehmen und kampfesmutig wie diese gegen die Osmanen zu ziehen. Im Gegensatz zu Piccolomini zeichnete Campano ein positives Bild der Germanen, das die Fürsten in eine Traditionslinie stellen und zum Handeln verpflichten sollte. Die historischen ›germanischen Tugenden‹ waren das wichtigste Argument der päpstlichen Gesandtschaft, um die Reichsfürsten für ein Engagement gegen die Osmanen zu gewinnen. Entsprechend hob Campano diese in seinem Redeentwurf besonders hervor.¹¹⁴² Hier ist also eine Parallele zu Tacitus zu sehen, der die Germanen den ›verweichlichten‹ Römern gegenüberstellte und sie bewusst als tugendsames Volk charakterisierte. Auch im Reisebericht Agostini Patrizis, der Todeschini-Piccolomini ebenfalls begleitete, finden sich zahlreiche Verweise auf Tacitus.¹¹⁴³ Wie Campano verwendete er die »Germania« im Sinne Ciceros als historisches *exemplum*. Daher ist die Kenntnis der »Germania«, oder zumindest bestimmter Teile, unter den in Regensburg anwesenden Verhandlungsteilnehmern anzunehmen.

Das positive Bild, das Campano von den Germanen in seiner Rede zeichnete, entsprach jedoch nicht seiner persönlichen Meinung, die sich aus seinen Briefen herauslesen lässt. Während er in seiner Rede vor dem Reichstag die Tugenden der Germanen hatte preisen wollen, echauffierte er sich in seinen Briefen über die Deutschen. In einem Brief an Giacomo Ammanati vom Mai 1471 schrieb er: »Ich bereite mich auf die Ankunft des Kaisers vor, weil ich eine Rede halten werde, wie sie Italien lesen, Deutschland nicht verstehen wird. Unglaublich ist das hiesige geistige Barbarentum: Die wenigsten kennen Literatur, niemand Eleganz.«¹¹⁴⁴ Diese Diskrepanz zwischen öffentlich vgetragener und privater Meinung entspricht dem Dualismus, der bereits oben skizziert wurde: Die Italiener hatten keine sehr hohe Meinung von den Deutschen und blickten auf diese herab.

1139 Todeschini-Piccolomini verbrachte viele Jahre seines Lebens nördlich der Alpen. Sein Lehrer Dr. Johannes Tröster unterrichtete ihn in der deutschen Sprache, sodass er diese sehr gut beherrschte. Er blieb Tröster zeitlebens verbunden. Zu Todeschini-Piccolominis Familiaren gehörten u. a. Johann Muffel und Dr. Johann Lochner aus Nürnberg. Vgl. Schlecht 1914, S. 4, 15. Die Forschungslage zu Todeschini-Piccolomini, der im Jahr 1503 für wenige Monate als Papst Pius III. auf den Thron Petri kam, ist äußerst disparat. Es gibt keine neueren Forschungen zu ihm.

1140 Vgl. zu Campano DiBernardo 1975.

1141 Vgl. Mertens 2004, S. 63; ausführlich: Blusch 1983; Krebs 2005, S. 157–190.

1142 Vgl. Krebs 2005, S. 183. Eine ausführliche Analyse der Rede liegt von Blusch 1983 vor, insbes. S. 82–83.

1143 Vgl. Wolff 1999, S. 464.

1144 Zit. nach Krebs 2005, S. 163.

Den Landshuter Amtsträgern dürfte diese Sichtweise, wie die despektierliche Beschreibung Andrea Schivenoglias vom Einzug der niederbayerischen Gesandtschaft in Mantua 1462 nahelegt, nur allzu vertraut gewesen sein,¹¹⁴⁵ und auch den auf dem Reichstag anwesenden Gelehrten Räten dürfte aufgefallen sein, wie unterschiedlich Campano die Germanen bewertete. Bekannt ist, dass die Rede Campanos, die ab 1487 mehrfach publiziert wurde, »stürmische Proteste und wüste Beschimpfungen seitens deutscher Humanisten hervorrief«. ¹¹⁴⁶ Doch bereits auf dem Christentag dürfte Campanos Sichtweise nicht unwidersprochen geblieben sein. Er erweist sich als ein reichweitenstarkes Forum zur Diskussion der »Germania«. Durch die Gesandtschaft Todeschini-Piccolominis gelangte das wiederentdeckte Werk nach Regensburg und wurde dort nicht nur Gesprächsthema, sondern auch Argumentationsgrundlage der aktuellen politischen Debatte. Während der Verhandlungen über einen Kreuzzug gegen die Osmanen war Tacitus' Werk unter den Gelehrten Räten mit einiger Sicherheit präsent und konnte, ganz im Sinne Ciceros, zum historisch-politischen Argument werden. Insofern kann Campanos ungehaltene Rede, zumindest aber das Mit-sich-Führen einer Abschrift der »Germania« als eine Art Startschuss für eine gelehrte Metadebatte über die Identität der Deutschen und ihrem Verhältnis zu den antiken Germanen angesehen werden.

Bisher wurde kein Zusammenhang zwischen dieser Metadebatte auf dem Reichstag auf der einen und den Astwerkbefunden auf der anderen Seite hergestellt. Als These wurde formuliert, dass das Astwerk den Diskurs um die antiken Germanen rezipiert und als Positionierung innerhalb dieses Diskurses zu verstehen ist. Daher müssen der Reichstag als Diskussionsforum und die Befunde in Beziehung zu setzen sein. Dies gelingt leicht, denn alle Personen, in deren Auftrag Kunstwerke mit Astwerkdarstellungen gefertigt wurden, waren unmittelbar an den Regensburger Verhandlungen beteiligt, wie aus den Reichstagsakten hervorgeht. Im Gefolge Herzog Ludwigs IX. befanden sich Martin Mair, Friedrich Mauerkircher, Sigmund von Fraunberg, Thomas Apfenthaler, Karl Kärgl, Erasmus Mainberger und Wilhelm Trenbeck.¹¹⁴⁷ Georg Altdorfer ritt im Gefolge des Salzburger Erzbischofs Bernhard von Rohr ein und Wilhelm von Reichenau führte die Eichstätter Delegation an.¹¹⁴⁸ Peter Knorr war Teil der brandenburgischen Gesandtschaft.¹¹⁴⁹ Heinrich von Absberg schließlich war als Regensburger Bischof qua Amt anwesend. Herzog Ludwig IX. logierte während des Reichstages bei ihm.¹¹⁵⁰

1145 Vgl. die Chronik der Stadt Mantua und die Äußerungen Schivenoglias über die bayerischen Gesandten. Vgl. Schivenoglia ed. d'Arco 1857, S. 55.

1146 Krebs 2005, S. 158. Campanos Rede wurde 1487 und 1490 je in Rom gedruckt und 1495 als Teil der »Opera omnia«, zunächst wiederum in Rom und um 1500 bzw. 1502 schließlich in Venedig veröffentlicht. Vgl. Mertens 2004, S. 75; Krebs, S. 180.

1147 Eine vollständige Auflistung des Gefolges Herzog Ludwigs IX. findet sich bei Wolff 1999, S. 531–535.

1148 Vgl. ebd., S. 521, 523.

1149 Vgl. ebd., S. 530.

1150 Vgl. ebd., S. 558.

Damit ist es zunächst wahrscheinlich, dass die Landshuter Höflinge die Diskussionen des Reichstags mitverfolgten.

Dies kann mit weiterer Evidenz untermauert werden, denn die Reise Todeschini-Piccolominis und Campanos zum Großen Christentag nach Regensburg bietet eine ganze Reihe von Bezugspunkten zu Landshut. So reisten der Legat und sein Berater auf Einladung Herzog Ludwigs vor Beginn des Reichstags nach Landshut. Diese Einladung überbrachte Friedrich Mauerkircher der Reisegesellschaft an der Zollstelle Rosenheim. In Landshut angekommen, wurden sie mit allen Ehren von Herzog Georg IV. empfangen. Martin Mair, der nach Meinung Agostini Patrizis sachkundigste Jurist unter den Deutschen und Ratsvorsitzende [sic!] Ludwigs, hielt die Begrüßungsrede auf den Legaten. Auch Herzog Ludwig IX., der an Gicht leidend das Bett hütete, wurde von Todeschini-Piccolomini mehrfach aufgesucht, um ihn davon zu überzeugen, wie wichtig seine Teilnahme am Reichstag sei.¹¹⁵¹ Die »Germania« war folglich Ende April 1471 zumindest temporär in Landshut. Entsprechend war sie sicherlich Bestandteil der informellen und damit nicht mehr nachzuvollziehenden Beratungen und Diskussionen zwischen dem Legaten und seinem Gefolge auf der einen und Herzog Ludwig IX. respektive Georg IV. sowie ihren Räten auf der anderen Seite.

Zudem können in Regensburg direkte Kontakte zwischen Landshuter Räten und den italienischen Gesandten nachgewiesen werden. Todeschini-Piccolomini residierte während des Christentages bei Thomas Pirckheimer, der zu diesem Zeitpunkt Landshuter und Münchner Rat war.¹¹⁵² Im Hause Pirckheimers wurde sehr wahrscheinlich auch informell über die »Germania« diskutiert. Da das Haus in den Quellen als Treffpunkt der Münchner und Landshuter Herzöge genannt wird, wo sie sich über die Reform der Regensburger Frauenklöster berieten, ist es umso wahrscheinlicher, dass die Landshuter Gesandtschaft mindestens am Rande mit dem »Germania«-Diskurs vertraut war.¹¹⁵³ Berücksichtigt man den Besuch Todeschini-Piccolominis in Landshut, wird aus der Vermutung, mit einiger Vorsicht, Gewissheit: Die »Germania« war ein drittes Mal, nach dem Besuch Enoch d'Ascolis bei Sigismund Meisterlin in Augsburg und dem Briefwechsel zwischen Enea Silvio Piccolomini und Martin Mair, in direkter Umgebung des Landshuter Hofes. Die Inhalte der und Diskurse über die »Germania« wurden sicher nicht nur im Umfeld Herzog Ludwigs IX. erörtert, sondern auch von den Räten. Die Größe der Landshuter Gesandtschaft in Regensburg unterstreicht, dass eine Vielzahl

1151 Mair wird von Patrizi als »vir inter Germanos iuris peritissimus et qui consilio principem regit« beschrieben. Zum Abschied wurde dem Legaten ein goldener Pokal überreicht, den dieser jedoch ablehnte, da er keine Geschenke annehme. Vgl. Reisebericht des Sekretärs Agostino Patrizi, Rom, Biblioteca Apostolica Vaticana, Vat.lat. 3842, fol. 22^a–38^b, Teilabdruck bei Wolff 1999, hier S. 467; Reissermayer 1887, S. 44–45.

1152 Der ebenfalls humanistisch geschulte Münchner Rat Ulrich Parth (Bart) hielt die Empfangsrede auf den päpstlichen Gesandten. Vgl. Wolff 1999, S. 554; Strack 2010b, S. 168–169, S. 255–256, Anm. 1435.

1153 Zur Reform der beiden Regensburger Frauenklöster Ober- und Niedermünster vgl. Märkl 1995.

von Amtsträgern diesen Diskurs in der einen oder anderen Form wahrnehmen und in ihre eigenen Verhandlungen miteinbeziehen konnte. Regensburg wirkte damit als Diffusionskatalysator für die Ideen der »Germania«.¹¹⁵⁴

Geht man die einzelnen, zu Beginn des Kapitels vorgestellten Astwerkbefunde durch, so ergibt sich bei allen eine direkte Verbindung zum Regensburger Reichstag und dem dort geführten Diskurs über die Germanen. Friedrich Mauerkircher hatte bereits im Vorfeld der Versammlung Gelegenheit, die italienische Gesandtschaft kennenzulernen und geleitete sie von Rosenheim nach Landshut.¹¹⁵⁵ Dass er auf dieser Reise mit der »Germania« in Kontakt kam, erscheint möglich, spätestens mit Mauerkirchers Teilnahme am Reichstag sehr wahrscheinlich. Zudem ist aus der Chronik Hans Ebrans bekannt, dass sich Mauerkircher intensiv mit der bayerischen Landesgeschichte auseinandersetzte und an der Entstehung der Chronik beteiligte.¹¹⁵⁶ Es ist daher davon auszugehen, dass er an einem antiken Traktat über die Germanen sehr interessiert war. Im Zusammenspiel von Person und Objekt zeigt sich, wie der Diskurs über die historischen Ursprünge der Germanen sowie über die zeitgenössische Identität der Bayern manifest wurde: Das Astwerk auf dem Epitaph Mauerkirchers ist nicht einfach und primitiv wie die angebliche Architektur der Germanen, sondern diffizil und hoch artifiziell.

Ähnlich anspruchsvoll und doch ganz anders ist das Astwerk am Epitaph des Regensburger Bischofs Heinrich von Absberg gestaltet. Im ersten Moment erscheint es irritierend, den Diskurs über die tugendhaften Germanen mit dem Astwerk an Absbergs Epitaph zu verknüpfen. Im Wissen um die widersprüchlichen Äußerungen Campanos erscheint das Astwerk jedoch wie ein trotziger Verweis auf die germanischen Ursprünge, der mit dem taciteischen Dualismus der tugendsamen, aber kulturlosen Germanen zusammenpasst: Das Astwerk durchbricht die Strenge des gotischen Rahmens, sodass es zu einem spannungsreichen Kontrast von rationaler Zierarchitektur und urwüchsigem Astwerk kommt. Dies scheint die duale Wahrnehmung der Germanen zu spiegeln: Der italienischen Sicht auf die barbarischen, ungehobelten Germanen wird der klare und elaborierte Stil gotischer Bildhauerkunst gegenübergestellt. Diese kontrastreiche Darstellung rührt daher, dass für das Grabmal Heinrich von Absbergs eine alte Nische ausgebrochen und neu gefasst wurde.¹¹⁵⁷ Der oder die ausführenden Steinmetze griffen die Bögen der alten Nische auf und entwickelten aus diesen kunstvoll

1154 So etwa bei Mertens 2004, S. 75: »Campano ist ein für die deutschen Humanisten sehr wichtiger Vermittler der taciteischen Germania, er fungiert neben Enea Silvio als entscheidender Stichwortgeber, der den Blick auf die Germania leitet und für die ideologische Anwendung aufbereitet.«

1155 Vgl. Wolff 1999, S. 455; 902.

1156 Vgl. Anm. 917.

1157 Dass bereits vor der Einfügung der neuen Architektur eine Arkadenarchitektur an dieser Stelle bestand, bezeugen die noch vorhandenen, breiter angelegten Ansätze rechts und links der eigentlichen Rahmung. Bekräftigt wird die Originalität dieser Arkade dadurch, dass die dahinter angelegten langen Scheinlanzetten auf die Form der Arkade Rücksicht nehmen.

das Astwerk. Dadurch wird der destruktive Charakter des Astwerks gegenüber der gotischen Form hervorgehoben, gleichzeitig aber auch die Kunstfertigkeit der Meister betont.

In kleinerem Umfang findet sich das Motiv des Überwucherns und Herauswucherns von Astwerk aus bestehenden Architekturen auch bei anderen Epitaphen, etwa bei demjenigen des Münchner Klerikers Ulrich Aresinger, das von Erasmus Grasser 1482 gefertigt wurde (Abb. 195).¹¹⁵⁸ Dort sind die Baldachine der die Architektur flankierenden Skulpturen aus Ästen gebildet, die das Schindeldach durchbrechen. Die Verwendung vegetabiler Formen in den beiden Epitaphen ist symptomatisch für die vielfältigen Veränderungen der gotischen Architektur: hin zum Ornament, zu differenzierter Darstellung von Materialien und Naturbeobachtung. Die gotische Formensprache wird durch das Astwerk aufgebrochen beziehungsweise umschlossen. Die vegetabilen Formen zeigen nach Ethan Matt Kavalier, dass »these examples as indications of the changing reception of Gothic design« anzusehen sind. Er resümiert weiter: »[T]he ideal non-representational system of the Gothic is increasingly infiltrated by mimetic elements that adulterate its abstract geometric form.«¹¹⁵⁹ Somit tritt das Astwerk in Konkurrenz zu den traditionellen gotischen Formen. Es stellt eine Erweiterung des bis dahin bekannten Formvokabulars dar.

Unter Einbeziehung des zwanzig Jahre jüngeren Pötschner-Epitaphs, das in nächster Umgebung des Aresinger-Epitaphs vermauert ist und direkt Bezug auf dieses nimmt, erschließt sich, dass das Astwerk zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Konkurrenz zur Hauptarchitektur treten sollte (Abb. 196). Das Astwerk wird durch eine Platte davon abgehalten, durch die Decke zu wachsen. Weiterhin zeigt die Oberseite des Epitaphs Astwerk, das die drei Bogenschwünge dezent zusammenfasst und einrahmt. Auf beiden Seiten durchbricht es an jeweils zwei Stellen die Rahmung. Es geht hier offenbar nicht um eine destruktive, konfrontative Gegenüberstellung von Rahmung und Astwerk wie beim Absberg-Epitaph. Das Astwerk ist nicht expressiv in den Vordergrund gerückt, sondern tritt in den Hintergrund. Dadurch entsteht kein Spannungsverhältnis mehr und das Astwerk wird zum Zierelement.¹¹⁶⁰ Im Umkehrschluss folgt daraus für das Epitaph Heinrich von Absbergs, dass dessen Gestaltung des Astwerks eben nicht nur ein Zierelement ist, sondern eine Bedeutung hat und als Referenz auf den »Germania«-Diskurs des Regensburger Christentags gedeutet werden kann.

1158 Ulrich Aresinger (um 1415–1485), Rat der Münchner Herzöge Albrecht III. und Albrecht IV., studierte zwischen 1431 und 1447 in Wien und Padua. Bereits vor seiner Studienzeit wurde er mit Pfründen versehen, etwa 1426 mit einem Kanonikat am Freisinger Dom. Ab 1462 war er Freisinger Dompropst. Diese Pfründe tauschte er 1472 gegen eine am Augsburger Dom. 1468 wurde er zudem Pfarrer in St. Peter zu München. Vgl. Bosl 1982, S. 24; Ramisch 2018, S. 121–122. Zum Epitaph jüngst: Ausst. Kat. München 2018, Kat.-Nr. 15, S. 254–261 mit älterer Literatur.

1159 Kavalier 2011, S. 302–303. Vgl. auch Körner 1990, S. 65–80.

1160 Zur Einordnung des Pötschner-Epitaphs bisher ausschließlich Halm 1928, S. 69–70.



Abbildung 195. Erasmus Grasser, Epitaph des Ulrich Aresinger, Rotmarmor, 1482. St. Peter, München

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Abbildung 196. Erasmus Grasser, Epitaph des Balthasar Pötschner und seiner Frau Anna Fröschl, Rotmarmor, 1505. St. Peter, München

Neben Absberg und Mauerkircher war der ehemalige Landshuter Rat Peter Knorr an den Regensburger Verhandlungen beteiligt. Er hatte dort eine zentrale Rolle inne,¹¹⁶¹ denn er bildete gemeinsam mit Lorenz Blumenau, Martin Mair und Gregor Pfeffer den »Kernausschuss« des Reichstags, der die einzelnen Verhandlungen leitete.¹¹⁶² Damit hat Knorr die Debatte um eine germanische Identität zweifellos erlebt und vermutlich auch mit geführt. Zudem arbeitete Knorr seit den späten 1460er Jahren mit Thomas Pirckheimer zusammen, der unmittelbar Zugang zur »Germania« hatte, da er enge Beziehungen zu Francesco Todeschini-Piccolomini pflegte und ihn auf dem Reichstag beherbergte.¹¹⁶³

Insofern ist es nicht verwunderlich, dass das Knorr-Fenster eines der frühesten Astwerk-Beispiele ist. Das Fenster illustriert die Auseinandersetzung mit der germanischen Vergangenheit und übersetzt die taciteischen Aussagen über die germanische Architektur in Kunst. Die Kreativität, mit welcher Michael Wolgemut und seine Werkstatt diesen Auftrag umsetzten, zeigt, dass die Werkstatt mit dem neuen Ornament noch nicht vertraut war. Bei den späteren Aufträgen der Wolgemut-Werkstatt, dem Kaiserfenster (1477)¹¹⁶⁴ und dem Konhofer-Fenster (1478/79), fehlt diese Kreativität. Stattdessen werden die Astwerkformen, etwa im Kaiserfenster, stimmig in die Konzeption des Fensters eingebaut und gliedern die einzelnen Scheiben schlüssig. Zudem fällt auf, dass das Astwerk nicht mehr die ganze Arkade einnimmt, sondern nur noch das Bogensegment aus diesem gebildet ist (Abb. 197).

Das Knorr-Fenster demonstriert aber nicht nur mit Blick auf das Astwerk die Gelehrsamkeit seines Auftraggebers. Die unkonventionellen Lösungen werden ergänzt durch eine ungewöhnliche Ikonographie, denn es gibt kein einheitliches Bildprogramm innerhalb der zumeist für sich stehenden Scheiben. Ein Großteil der dargestellten Heiligen, wie etwa Afra, Kunigunde, Heinrich, Gumbertus, Stephanus und Kilian, verweisen auf die Kanonikate Knorrs, die weit über den mittelfränkischen Raum hinausgriffen.¹¹⁶⁵

1161 Peter Knorr (1410–1478) galt als einer der einflussreichsten Räte seiner Zeit. Nach Studien an der Leipziger, der Heidelberger und einer unbekannten italienischen Universität war er zwischen 1452 und 1459 als Landshuter Rat bestellt und erhielt hierfür bspw. 1452 100 Rh. Gulden. BayHStA, NBCB 15, fol. 359v; vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 676. Sein Grab befindet sich hinter dem Chor von St. Lorenz. Am Regensburger Reichstag nahm er im Gefolge des Markgrafen Albrecht Achilles teil. Reimann 1944, S. 68, Anm. 3; Kist 1965, S. 224; Lieberich 1964, S. 161; Art. »Knorr, Peter« von Ernst Schuber. In: Neue deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 12. Berlin 1980, S. 223; Wolff 1999, S. 530; Ettelt-Schönwald 1999, S. 480–481.

1162 Peter Knorr vertrat in dem Vierergremium die Seite der Kurfürsten, Lorenz Blumenau diejenige der geistlichen Fürsten. Martin Mair war der Repräsentant der weltlichen Fürsten und Gregor Pfeffer, Kanzler Diether von Isenburgs, derjenige Kaiser Friedrichs III. Vgl. hierzu Wolff 1999, S. 770.

1163 Vgl. Strack 2010b, S. 169–170, Anm. 917.

1164 Die Datierung ergibt sich durch ein Ratsdekret von 1477, in welchem auf das Kaiserfenster Bezug genommen wird. Scholz 2019, S. 111–132, zur Datierung: S. 119–120 mit weiterer Literatur.

1165 Peter Knorr war Kanoniker am Stift St. Stephan in Bamberg, in Hallstadt besaß er Pfründe in St. Kilian. In Nürnberg war Knorr Pfarrer von St. Lorenz, in Ansbach Propst von St. Gumbert. Weiterhin war er Propst des Marienstifts in Wetzlar sowie Domherr am Augsburger Dom. Vgl. Art. »Knorr, Peter«



Abbildung 197. Michael Wolgemut, sogenanntes Kaiser-Fenster, Detail, Glas, 1476/77. St. Lorenz, Nürnberg

Das Bildprogramm könnte in Verbindung mit dem Astwerk ein Indiz dafür sein, dass es Knorr darum ging, seine vielen Pfründe demonstrativ ins Bild zu setzen. Es handelt sich bei dem Fenster nicht um eine willkürliche Ansammlung von Heiligen und biblischen Szenen (Verklärung Christi, Tod Mariens sowie Marienkrönung), sondern um eine bewusste Zurschaustellung der eigenen Verbindungen und Machtsphären.

Da sich die Darstellung der Pfründen durch Heilige nicht zu einem stimmigen Bildprogramm zusammenbinden ließ, dürfte die Gestaltung der Fenster Michael Wolgemut und seine Werkstatt vor erhebliche Probleme gestellt haben. Das Astwerk vergrößerte diese Probleme noch. Die Aussage von Scholz, es scheine, als hätten die Glasmaler aus der Not eine Tugend gemacht und sich im freien Spiel der Variationen gefallen,¹¹⁶⁶ lässt sich mit Blick auf das Astwerk produktiv uminterpretieren, denn die beständige Abwandlung der immer gleichen Astwerksidee verweist auf das rhetorische Stilmittel der *variatio*, die angesichts des heterogenen Bildprogramms fast zwingend ist. Durch das Astwerk gelingt es, die vielen für sich stehenden Heiligen zusammenzubinden.

von Ernst Schubert. In: Neue deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 12. Berlin 1980, S. 223.

1166 Vgl. Scholz 2019, S. 136.



Abbildung 198.
Michael Wolgemut,
sogenanntes Knorr-
Fenster, Peter Knorr,
Glas, 1476. St. Lorenz,
Nürnberg

Es findet sich ein weiteres Indiz auf dem Fenster, das die Lesart stützt, dass das Astwerk den »Germania«-Diskurs referenziert. Peter Knorr lässt sich selbst als zweiter Hieronymus in einer Schreib- oder Studierstube darstellen (Abb. 198). Gerade diesem Heiligen als Übersetzer der Bibel schrieben die Humanisten eine große Bedeutung zu, auch in den Künsten wurde er immer wieder als eine Art Emblem für Gelehrsamkeit abgebildet. Die Darstellung als Hieronymus kann, trotz eines Zusammenhangs mit der Vita Knorrs – wie Knorr wirkte der heilige Hieronymus zeitweilig in Trier –, als Verweis auf das Selbstverständnis des Gelehrten Rates verstanden werden.¹¹⁶⁷ Knorr sah

¹¹⁶⁷ Hieronymus studierte in Rom bei Rufinus Rhetorik. Hier kann eine Parallele zum rhetorisch versierten Peter Knorr gesehen werden. Art. »Hieronymus« von P. Camelot. In: Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. von Josef Höfer, Michael Buchberger und Karl Rahner, Bd. 5. Freiburg 1960, Sp. 326–329.

sich als Gelehrter an, seine Fensterstiftung dokumentiert diese Eigenwahrnehmung mit ihren komplexen Verweisen und nicht zuletzt der Verwendung des Astwerkmotivs. Daher ist das Fenster aus einer gelehrten, humanistischen Haltung heraus zu verstehen und durchaus auch als Reaktion auf den »Germania«-Diskurs anzusehen.

Ebenso ist auch die Astwerkeinwölbung im Eichstätter Dom zu interpretieren. Wilhelm von Reichenau war auf dem Regensburger Christentag im Jahr 1471 anwesend, begleitet von einer Delegation Eichstätter Kleriker. Da aus der einschlägigen Forschung zu ihm und den humanistisch gesinnten Zirkeln hinlänglich bekannt ist,¹¹⁶⁸ dass Reichenau dem Humanismus zugeneigt war und an aktuellen Debatten der Zeit rege teilnahm, ist davon auszugehen, dass er auch diejenige über die »Germania« des Tacitus und die germanische Antike erlebte und sich an ihr möglicherweise sogar aktiv beteiligte. In diese Richtung deuten die Bibliotheken seiner Hofangehörigen. Insgesamt dreimal kann die »Germania« in seinem direkten Umfeld nachgewiesen werden.¹¹⁶⁹ Zudem besaß Tröster Werke Plinius' des Älteren.¹¹⁷⁰ Dies spricht dafür, dass über den Reichstag hinaus das Wissen über die germanische Antike in Eichstätt präsent war, speziell das Wissen, dass die Germanen den Wald als zentralen Lebensraum wahrnahmen und wie sie ihn nutzten. Doch auch die Astwerkeinwölbung deutet nachdrücklich darauf hin und kann mit der »Germania« und Plinius' »Naturalis historia« in Verbindung gebracht werden: Die Astwerkstäbe scheinen römische Vorstellungen germanischer Kultorte, wie sie in der »Germania« beschrieben werden, zu referenzieren. Auch scheint eine Referenz auf Plinius den Älteren möglich; dieser beschreibt die Wildheit germanischer Eichenwälder und erläutert in diesem Kontext, dass in den Wäldern die Bäume so gedrängt stünden, dass sich die Äste verbögen und ineinander verkeilt seien. Dadurch formten sie riesige Torbögen.¹¹⁷¹ Die Astwerkrippen könnten somit als derartige Plinius referenzierende Torbögen verstanden werden.

1168 Neben dem Roriczer-Büchlein förderte Reichenau aktiv die Produktion humanistischer Opuscula, wie etwa der Epigrammata und astrologischen Weissagungen des Erhard Windsberger, gen. Ventimontanus, Albrecht von Eybs »Spiegel der Sitten« (1474) oder der von Willibald Karll verfassten und Reichenau gewidmeten Chronik der Eichstätter Bischöfe. Vgl. Wendehorst 2006, S. 238; Bauer 2012, S. 577.

1169 Vgl. Anm. 896-897.

1170 Vgl. Anm. 765.

1171 »In derselben nördlichen Gegend übertrifft die ungeheure Größe der Eichen im hercynischen Wald, seit Jahrhunderten unberührt und zugleich mit der Welt entstanden, durch ihre fast unsterbliche Beschaffenheit (alle) Wunder. Um andere unglaubliche Einzelheiten unerwähnt zu lassen: Dies steht doch fest, daß sich unter dem Widerdruck der einander entgegenstrebenden Wurzeln Erhebungen bilden oder dort, wo der Boden nicht nachgibt, sich Bögen, selbst bis zu den Ästen miteinander ringend, gleich weiten Toren aufwölben, so daß sie (ganzen) Reitergeschwadern Durchgang gewähren.« (»in eadem septentrionali plaga Hercyniae silvae roborum vastitas intacta aevs et congenita mundo prope immortali sorte miracula excedit. ut alia omittantur fide caritura, constat attolli colles occursantium inter se radicum percussu aut, ubi secuta tellus non sit, arcus ad ramos usque et ipsos inter se rixantes curvari portarum patentium modo, ut turmas equitum tramittant.«) Plinius d. Ä. ed. König 1991, XVI,2,6, S. 16, 18–19.

Die einschlägige Literatur teilt diese Lesart, geht jedoch noch weiter und sieht das Gewölbe als Ergebnis der Zusammenarbeit des Humanistenbischofs Reichenau mit dem »gelehrten Baumeister[]« Mathes Roriczer.¹¹⁷² Dies öffnet den Blick für eine weitere Dimension des Astwerks: Die Befunde in Nürnberg, Regensburg und Eichstätt lassen sich durch die Familie der Roriczer-Baumeister verbinden. Seit 1454 war Peter Knorr Pfründeninhaber der Nürnberger Lorenzkirche. Kurz nach ihm, 1455, gelangte Konrad Roriczer als Baumeister an die Kirche. Im Jahr 1462 folgte ihm sein Sohn Mathes nach. Um 1470 schließlich kam Mathes Roriczer an den Hof Reichenaus, wo er obiges Astwerkgewölbe fertigte. Kurz danach schuf sein Vater Konrad als Regensburger Dombaumeister unter Heinrich von Absberg dessen Epitaph.¹¹⁷³ Innerhalb eines recht engen Netzwerkes (Grafik 14) von humanistisch gebildeten Klerikern verbreitete sich so durch eine Baumeisterfamilie innerhalb weniger Jahre ein spezifisches Motiv, das eng an humanistische Diskurse angebunden werden kann. Dies ist umso bemerkenswerter, als Mathes Roriczer in den vergangenen Jahren verstärkt als gelehrter Baumeister wahrgenommen wurde.¹¹⁷⁴ Dennoch war er kein im klassischen Sinne humanistisch gebildeter Baumeister, sondern ein *homo illiteratus*, wie Peter Morsbach schreibt.¹¹⁷⁵

Um das Astwerk und den Einfluss der Roriczer zu verstehen, ist das von Mathes Roriczer verfasste »Büchlein von der Fialen Gerechtigkeit« (1486) von großer Bedeutung, das mutmaßlich auf Anregung von und im Austausch mit Wilhelm von Reichenau entstand. Roriczer entwickelt darin als Erster in seiner Muttersprache eine Synthese von den mechanischen Künsten, das heißt dem Steinhauerhandwerk, und den freien Künsten, in diesem Fall der Geometrie. Das Büchlein ist damit als erste theoretische Auseinandersetzung mit Architektur und Geometrie nördlich der Alpen anzusehen, wie unter anderem Hubertus Günther hervorgehoben hat. Dies ist wichtig zu betonen, weil der zeitgenössische Diskurs über Architekturtheorie bis auf dieses eine Werk heute nicht mehr nachvollzogen werden kann. Es ist aber davon auszugehen, dass er geführt wurde:¹¹⁷⁶ Die Abhandlung Roriczers verweist darauf, dass Reichenau und sein Baumeister in den 1470er Jahren, als Roriczer noch in Eichstätt wirkte, über Architektur diskutiert haben.¹¹⁷⁷ Zudem wird aus der kurzen Abhandlung deutlich, dass Roriczer über

1172 Günther 2002, S. 25; Huber 2018, S. 61.

1173 Knorr war zwischen Sommer 1452 und Februar 1478 Pfarrer der Lorenzkirche. Vgl. Kist 1965, S. 224. Mathes war zunächst 1462 als Parlier an der Lorenzkirche, später als Meister. 1466 verließ er unter ungeklärten Umständen die Baustelle. 1476 folgte er seinem Vater Konrad als Regensburger Dombaumeister nach. Vgl. Huber 2014b, S. 44–46, Huber 2018, S. 59.

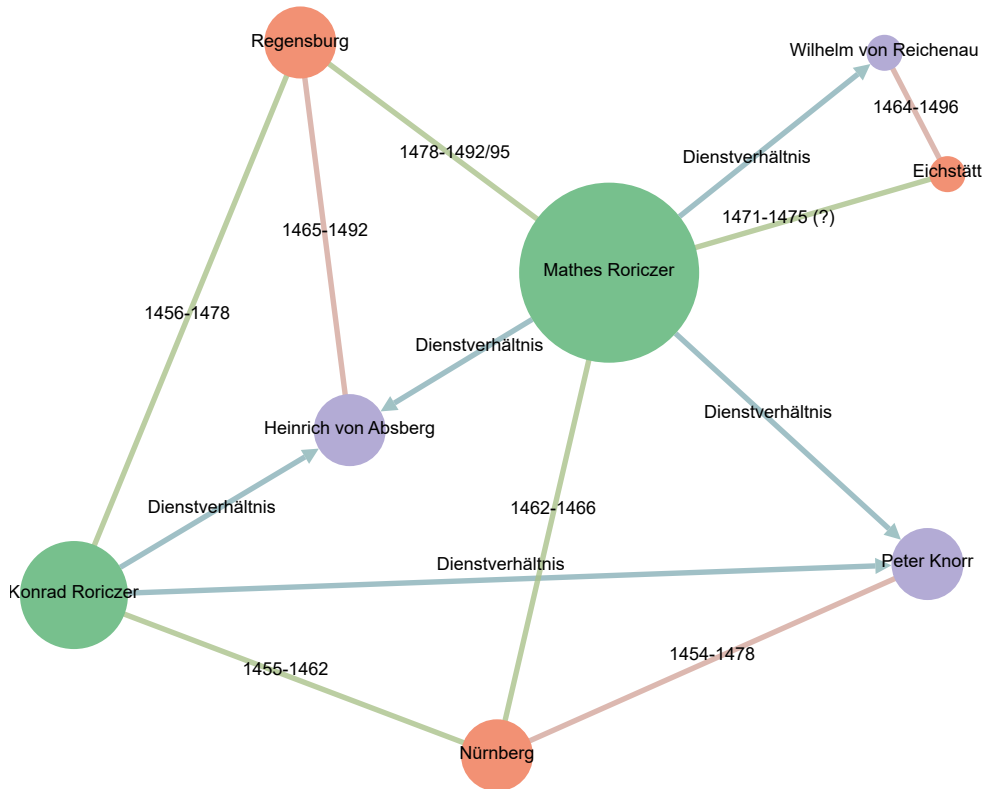
1174 Vgl. Huber 2018, S. 61, 64.

1175 Morsbach 2009, S. 121; vgl. Huber 2018, S. 52, 59.

1176 So etwa bei Günther 2000; Günther 2003.

1177 Dass es sich bei dem ausführenden Baumeister um Roriczer handelt beziehungsweise dass dieser sich zu Beginn der 1470er Jahre in Eichstätt aufhielt, ist durch zwei archivalische Notizen evident: zum einen durch seine Selbstauskunft im Vorwort des »Büchleins von der Fialen Gerechtigkeit«, in welchem er vom intensiven Austausch mit Reichenau spricht, zum anderen durch einen Vermerk im

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Grafik 14. Verflechtung der Familie Roriczer (grün) mit Wirkungsorten (orange) und ihren Dienstherrn (violett)

ein historisches (Architektur-)Bewusstsein verfügte, denn er verortet sich historisch als Nachfolger der Juncker von Prag, also der Parler.¹¹⁷⁸ Diese historische Selbstverortung Mathes Roriczers, seine gelehrten Auftraggeber sowie deren nachweisbare Vernetzung deutet nachdrücklich darauf hin, dass die gläsernen und steinernen Astwerkfigurationen aus einem gelehrten Diskurs entstanden. Aufgrund der zeitlichen Koinzidenz mit dem Regensburger Reichstag 1471 sowie der Beteiligung der Auftraggeber Absberg, Knorr und Reichenau ist es wahrscheinlich, dass mit den Astwerken der Diskurs über die »Germania« des Tacitus aufgegriffen wird.

Werden mehrere Astwerkbefunde durch die Roriczer zusammengebunden, so sind die Epitaphe Friedrich Mauerkirchers und Georg Altdorfers in der Landshuter Martinskirche der Augsburger Bildhauerfamilie der Peurlin zuzuordnen. Es ist unklar, wie sich

Kontext der Beratungen zum Bau der Münchner Frauenkirche 1473. Dort wird einem »Matheisen stainmetzen von Eystet« ein Honorar für seinen Rat ausgezahlt. Vgl. Huber 2014b, S. 44–46; Huber 2018, S. 59–60.

1178 Vgl. Morsbach 2009, S. 121; Huber 2018, S. 52, 59.

die Peurlin in das Geflecht der Gelehrten am Hof Herzog Ludwigs IX. einfügen. Wie Volker Liedke in seiner Monographie zu den Peurlin herausarbeitete,¹¹⁷⁹ waren sie zwar oft für Hofangehörige und Gelehrte in unmittelbarer Umgebung des Hofes wie Johann von Eych, Johann von Werdenberg und Wilhelm von Reichenau tätig, doch nur auf den Epitaphen Mauerkirchers und Altdorfers ist Astwerk zu finden. Dies ist bei Johann von Eych, der bereits 1464 starb, nicht verwunderlich, muss aber bei Johann von Werdenberg und Wilhelm von Reichenau überraschen, denn sie waren mit der Metadebatte über die taciteische »Germania« vertraut. Zudem hatten beide Zugriff auf dieses Werk. An dieser Stelle ergibt sich ein loses Ende, das weiterer Erklärungen bedarf. Die Entscheidung für oder gegen die Darstellung von Astwerk könnte als eine bewusste Entscheidung der Auftraggeber zu lesen sein und sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Arbeiten der Peurlin durch Innovation und historisierende Motive wie etwa romanisierende Gewölbedarstellungen auszeichnen.¹¹⁸⁰

Zudem kann eine dritte Gruppe von Epitaphen von Hofangehörigen Herzog Ludwigs IX. mit dem Regensburger Reichstag und dessen Debatten in Verbindung gebracht werden: die Epitaphe für Lucia Apfenthaler und Elisabeth Trenbeck, die beide von Franz Sickinger gefertigt wurden.

Lucia Apfenthaler war in erster Ehe mit dem Burghausener Landschreiber Georg Resch¹¹⁸¹ verheiratet, in zweiter mit einem unbekannten Apfenthaler – möglicherweise handelt es sich um Thomas Apfenthaler († um 1480).¹¹⁸² Letzterer begleitete Herzog Ludwig im Jahr 1471 nach Regensburg und könnte seine Ehefrau mit dem »Germania«-Diskurs vertraut gemacht haben.

Elisabeth Trenbecks Verbindung mit dem Christentag ist komplexer, gleichzeitig aber direkter. Ihr (Halb-)Onkel war Friedrich Mauerkircher, der aus der ersten Ehe ihrer Großmutter Margarethe mit Simon Mauerkircher entstammte. Einer ihrer Vettern war Wolfgang Mauerkircher, der Amalie Mair, eine Tochter Martin Mairs, geheiratet hatte (Grafik 15). Elisabeths Vater Leonhard Bogenhofer entstammte der zweiten Ehe Margarethe Mauerkirchers mit dem Landshuter Kanzler Andreas Loder.¹¹⁸³ Ihr Mann

1179 Vgl. Liedke 1986b; Liedke 1987.

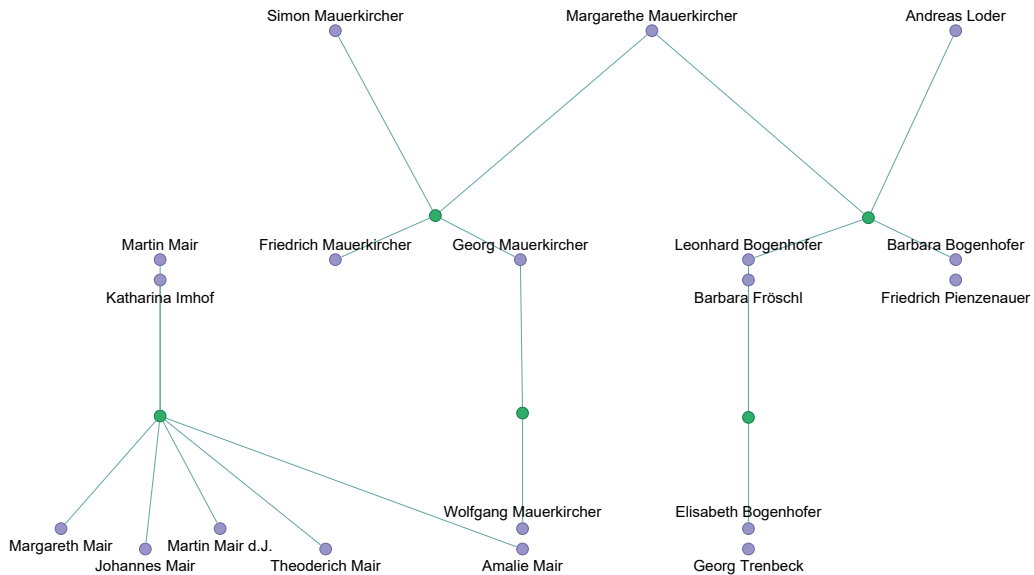
1180 Vgl. Hoppe 2018, S. 527.

1181 Zu diesem vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 617–618. Lucia Apfenthaler war die Tochter des Traunsteiner Bürgers Hans Ziernperger. Vgl. Liedke 1981b, S. 49–52 und Nr. 38, S. 150–151. Dort auch die Inschrift: »Hye ligt begraben lucia Apf / talerin dy gestarben ist Anno dni M cccc [fehlt] / vnd Hanns Ziernperg' Magda / lena pämbergerin Ir vat' vn muet' gebesn den got genad.«

1182 Vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 419–420.

1183 Der aus Braunau am Inn stammende Andre(as) Loder (+ 1468) war unter den Herzögen Heinrich und Ludwig von 1438 bis 1458 neben Michael Riederer Kanzler in Burghausen. Über seinen Bildungsgrad herrscht Unklarheit. Das Epitaph in der Dorfkirche von Eggelsfeld, rund 20 km südlich von Braunau, bezeichnet ihn als »Doctor«. Ob, wann und wo er den Doktorgrad erlangte, ist unbekannt. Im RAG ist er nicht verzeichnet, auch in den einschlägigen Matrikelbüchern ist er nicht zu finden. Loder war am herzoglichen Hof hoch angesehen, wie etwa die Übereignung der Veste Ybm zzgl. 600 fl Rh. Baugeld zeigt. 1451 übernimmt er die Hofmark Pughenhofen. BayHStA, KBÄA 1134, fol. 127v–128;

5.2 Stilmodi der Retrospektivität



Grafik 15. Vereinfachte Darstellung der nächsten Verwandtschaft von Friedrich Mauerkircher. Über den gemeinsamen Ratsdienst mit Martin Mair hinaus verband die beiden die Eheschließung von Mauerkirchers Neffe Wolfgang mit Mairs Tochter Amalie.

Georg Trenbeck war Rat Herzog Ludwigs IX. und Pfleger zu Kraiburg.¹¹⁸⁴ Im unmittelbaren familiären Umfeld der Elisabeth Trenbeck gab es also viele Personen, die mit dem Hof Ludwigs IX. in engem Kontakt standen, über die »Germania« diskutierten und Astwerk als Ornamente einsetzten, wie die Epitaphe Martin Mairs und Friedrich Mauerkirchers belegen. Zusätzlich erscheint in diesem Kontext Norbert Loidols Hinweis wertvoll, das Epitaph Friedrich Mauerkirchers sei erst nach dem Tod des Bischofs von seiner Familie, möglicherweise von seinem Neffen und Erben Wolfgang Mauerkircher oder vom Halbbruder Leonhard Bogenhofer, in Auftrag gegeben worden.¹¹⁸⁵ Dies deutet darauf hin, dass die Mauerkircher / Bogenhofer-Familie insgesamt, nicht nur der Gelehrte Rat Friedrich, mit aktuellen Diskursen wie dem über »Nation« und Kultur der Germanen vertraut gewesen sein dürfte. Insofern überrascht es nicht, dass sich Elisabeth, deren Epitaph in unmittelbarer Nähe zu demjenigen ihres Onkels an der Außenseite der Braunauer Kirche angebracht ist,¹¹⁸⁶ des Astwerks bediente. Es wirkt, als sei das Epitaph ein Nachhall auf dasjenige des Onkels.

vgl. Ettelt-Schönwald 1999, S. 669–670; Handel-Mazzetti 1924; Martin/Waltl 1947, S. 141; Ettelt-Schönwald 1999, S. 577–579.

1184 Vgl. Ettelt-Schönewald 1999, S. 502–503.

1185 Vgl. Liedke 1981a, S. 42; Loidol 2005, S. 151.

1186 Dieser Kirche waren die Mauerkircher/Bogenhofer durch vielfältige Stiftungen verbunden: Andreas Loder und seine Gattin Margarethe stifteten 1450 eine reichhaltig ausgestattete Messe auf den

Obwohl die beiden Epitaphe mehr oder minder eng mit dem Regensburger Christentag verknüpft werden können, heben sie sich von den bisher besprochenen ab. Dies rührt zum einen daher, dass der zeitliche Abstand zwischen dem Beginn des »Germania«-Diskurses in den 1470er Jahren und den beiden Epitaphen mit gut zwanzig Jahren verhältnismäßig groß ist. Dadurch könnte erklärt werden, warum das Astwerk auf den beiden Epitaphen wesentlich einfacher und fast als standardisiert zu bezeichnen ist. Allerdings verweist das weitere Œuvre Franz Sickingers darauf, dass die Verwendung des Astwerks in den 1490er Jahren um Burghausen herum weit verbreitet war. Fast jedes seiner Epitaphe, darunter auch sein eigenes an der Burghausener St.-Jakob-Kirche, weist Astwerk auf. Damit erscheint es plausibel, einen Wandel in der Bedeutung des Astwerks vom konstruktiven Element hin zu einem Ornament anzunehmen. Eine programmatische und/ oder ideologische Aufladung wie bei den Astwerken der Gelehrten Räte ist nicht (mehr) anzunehmen. Es scheint nicht darum zu gehen, eine germanische Vergangenheit mit dem antiken Imperium Romanum in Beziehung zu setzen oder darum, gegenüber italienischen Humanisten Position zu beziehen. Stattdessen wird das Astwerk bei den Epitaphen der Lucia Apfenthaler und Elisabeth Trenbeck als Schmuckelement aufgefasst und verwendet.

In diese Richtung deutet schließlich auch das Astwerk am Frauenberger Altar des Meisters von Gelbersdorf für den Landshuter Rat Sigmund von Fraunberg. Hinlänglich bekannt ist, dass Fraunberg sich als Stifter betätigte und ein Porträt von sich anfertigen ließ.¹¹⁸⁷ Kontaktzonen zwischen Fraunberg und dem historischen Identitätsdiskurs sind daher anzunehmen. Der Baldachin über dem Thron von König Herodes ist ebenfalls weniger ein konstruktives Element als vielmehr ein Ornament. Dafür spricht, dass der Meister von Gelbersdorf diesen Baldachin von einem anderen Maler übernahm: Das gezeigte Astwerk hat ein direktes Vorbild in der Darstellung einer Madonna mit Jesuskind des Meisters von Großgmain (vgl. Abb. 98), das auf 1483 datiert ist.¹¹⁸⁸ Wie auf den Epitaphen der beiden Frauen geht es hier nicht darum, sich mit Hilfe des Astwerks inhaltlich zu positionieren, sondern darum, das Astwerk als schmückendes Ornament zu verwenden.

5.2.2.5 *Einordnung und Bewertung*

Die ausführliche Darstellung der möglichen Diskussionskontexte der taciteischen »Germania« macht deutlich, dass die Verwendung von Astwerkformen in und um Landshut in engem zeitlichen und inhaltlichen Zusammenhang mit dem Regensburger Christentag des Jahres 1471 steht. Daher liegt es nahe, einen Konnex zwischen dem Aufkommen des Astwerks und dem humanistischen Geschichtsdiskurs über die Ursprünge

Johannes-Altar. Margarethe unterstützte den Bau der Kirche in ihrem Testament von 1461 mit ein Pfund Pfennig. Vgl. Handel-Mazzetti 1924, S. 7–8, 10.

1187 Vgl. Kap. 3.5.

1188 Zu den beiden Tafeln vgl. Kap. 4.3.3 (Meister von Großgmain) und Kap. 5.2.2.1 (Fraunberger Altar), dort mit Literatur.

der deutschen Nation in den 1470er Jahren zu postulieren. In Folge des Reichstags entstehen am und um den Hof Herzog Ludwigs IX. verstärkt Astwerke. Diese können in direkten Bezug zu Persönlichkeiten gesetzt werden, die an den Verhandlungen beteiligt waren. Fast alle positionierten sich in der bereits seit den 1450er Jahren schwelenden Debatte über das Verhältnis zwischen Italien und Heiligem Römischen Reich.

Das Herzogtum Bayern-Landshut führte die oppositionelle Partei im Reich gegen den Kaiser und den Papst an und drängte auf Reformen. Bereits in Martin Mairs *gravamina*, die er noch in Mainzer Diensten stehend formuliert hatte, klingt diese oppositionelle Haltung gegenüber dem Papst an. Vor diesem Hintergrund entfalten sich aus ikonologischer Perspektive zwei Dimensionen des Astwerks, eine historische sowie eine politische. Die erstere ist als direkter Verweis auf die eigene germanische Antike, wie sie von Tacitus und anderen antiken Autoren dargelegt wird, zu verstehen. Die (antiken) Germanen seien fleißig und tugendsam, aber kulturlos gewesen. Dies bewiesen ihre primitive Architektur und ihre Essgewohnheiten.¹¹⁸⁹

Die Beschreibung der Germanen bei Tacitus und diejenige Plinius des Älteren, der den Baum als ursprüngliche Form des germanischen Kultheiligtums – im Unterschied zum gemauerten römischen Tempel – ansah,¹¹⁹⁰ wird aufgegriffen, wenn Wilhelm von Reichenau sein Gewölbe von Mathes Roriczer in Form von Baumästen gestalten lässt, um den Eindruck hervorzurufen, dass die Architektur aus Holz bestehe. Tacitus' pejorative Aussagen über die germanische Architektur werden nicht unkommentiert gelassen, sondern von den Gelehrten Räten ins Positive gewendet. Die Komplexität, mit der das Astwerk auf Friedrich Mauerkirchers Epitaph (vgl. Abb. 188) gebildet ist, und die Grazilität des Mair'schen Astwerks (vgl. Abb. 187) können als direkte Kommentare zu Tacitus' Aussagen verstanden werden.

Die Gegenwart der Nachfahren der Germanen im 15. Jahrhundert ist in dieser Lesart kein Tiefpunkt der zivilisatorischen Entwicklung, sondern ein Höhepunkt, der gleichwohl seine Ursprünge kennt. Das Astwerk verkörpert damit Tradition, aber auch Moderne, Innovation und Kreativität, wie dessen verschiedene – zum Teil spielerischen – Interpretationen unterstreichen. Gleichzeitig verweist das Astwerk auf einen konstruktiven Akt: Der Mensch formt die Natur durch sein aktives Eingreifen. Er bindet aktiv mit einer bestimmten Intention Äste zusammen. Hier wird, greift man auf die Ausführungen zum Menschenbild der Renaissance zurück, der kreative Mensch sichtbar. Der Mensch macht sich die Natur untertan, indem er sein Wissen (*scientia*), seinen Verstand (*intellectum*) und seinen Erfindungsreichtum (*inventio*) einsetzt.¹¹⁹¹

1189 Vitruv ed. Reber 1865/2016, V, 1, 3, S. 129–130; Strabon ed. Radt 2003, VII, 1,2 – VII,1,5, S. 234–243. Bei Seneca wird lediglich allgemein auf die Mystik von Wäldern und Hainen hingewiesen. Vgl. Seneca ed. Fink 2007, 41,3, S. 218–219. Als Hauptbeleg dieser ambivalenten Sichtweise kann die oben eingehend besprochene Stelle bei Tacitus, *Germania*, XVI, 3 angesehen werden.

1190 Plinius d. Ä., *Naturalis historia*, XII, 2. Vgl. Anm 1098.

1191 Zum Aspekt des kreativen Menschen vgl. Kap. 3.2.

Das steht in Gegensatz zu den (spärlichen) Aussagen der antiken Autoren über die Bildung der Germanen¹¹⁹² und vor allem zur negativen Sicht auf die Deutschen im Italien des 15. Jahrhunderts. Vor diesem Hintergrund erscheinen die bewussten Rückgriffe der an italienischen Universitäten ausgebildeten Räte Herzog Ludwigs IX. auf ein mit den vermeintlich ungebildeten Germanen verbundenes Ornament zunächst irritierend, denn warum sollte man sich mit ungebildeten Vorvätern in eine Reihe stellen, wenn man doch mit den führenden Gelehrten der Zeit konkurrieren wollte? Durch die bewusste Verbindung von germanischer Nicht-Architektur und, wie am Epitaph Martin Mairs klar wird, römischer Architektur wird der vermeintlichen Unbildung ein entschiedenes Contra entgegengesetzt. Dadurch heben die verschiedenen Astwerkobjekte die Bildung ihrer Auftraggeber hervor, die um ihre germanische Abstammung wissen und sich mit den antiken Schriftstellern auseinandergesetzt haben. Damit weisen sie sich nicht nur als gebildet, sondern auch als modern aus, denn die Gelehrten kennen die aktuellen Debatten und Diskurse, sie beteiligen sich sogar an ihnen. Die ausführenden Meister wiederum erweisen sich durch die Gestaltung der Astwerke als im wahrsten Sinne des Wortes Meister ihres Faches. Sie fertigen nicht einfache Hütten, für die Äste miteinander verflochten werden, sondern schaffen aus Ästen steinerne Kunstwerke.

Die Unterschiede im Reichtum der Details und der allgemeinen Qualität der Astwerke können als Hinweis auf die verschiedenen Anspruchshaltungen der Auftraggeber interpretiert werden: Während sich die Epitaphe, Gewölbe und Fenster der Gelehrten Räte durchweg durch innovative und kreative Astwerkklösungen auszeichnen, sind diejenigen der Höflinge wesentlich einfacher gehalten und wirken fast standardisiert. Ursächlich dafür dürfte die persönliche Auseinandersetzung der Gelehrten mit dem »Germania«-Diskurs gewesen sein. Die entsprechenden Anknüpfungspunkte konnten für die einzelnen Räte eindrucklich aufgezeigt werden. Sie verstanden sich als Teil eines transalpinen Diskurses über die germanische Vergangenheit, die durch das Astwerk den antiken Römern als ebenbürtig an die Seite gestellt werden sollten. Die einfachen Astwerke hingegen können nicht in diesem Maße intellektuell interpretiert werden. Zwar ist auch bei deren Auftraggebern anzunehmen, dass sie die Debatten auf dem Reichstag wahrnahmen, aber wohl nicht in dieser Tiefe. Entsprechend könnten die divergierenden Darstellungen von Astwerk darauf zurückgeführt werden, wie intellektuell tiefgründig sich die einzelnen Auftraggeber/innen mit der »Germania« befasst haben.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: Das Wissen um die germanische Antike, wie es von antiken Autoren tradiert wird, gelangte in drei Wellen an den Landshuter Hof. Der entscheidende Transfer fand im Kontext des Regensburger Reichstags von 1471 statt. Die »Germania« wurde dort zum Argument in den Verhandlungen über die drohende Türkengefahr und die Mobilisierung eines christlichen Heeres. Durch

1192 Bei Tacitus heißt es lediglich, dass die Erziehung nicht verweichlicht sei und die Germanen keinen Unterschied zwischen Herren und Knechten machten. Bei Caesar finden sich dazu keine Aussagen. Vgl. Tacitus ed. Köstermann 1970, XX,2, S. 17.

die nachgewiesenen vielfältigen Bezugspunkte zu und Interaktionen mit dem päpstlichen Legaten Francesco Todeschini-Piccolomini erscheint es sehr wahrscheinlich, dass weite Teile der Landshuter Delegation spätestens zu diesem Zeitpunkt mit dem Diskurs vertraut waren. Bereits zuvor gab es mit der »Germania« des Enea Silvio Piccolomini einen wichtigen Impuls für die weitere Tacitus-Rezeption im nordalpinen Raum. Die zwar nachvollziehbare, aber diffus bleibende Wirkung der antiken Schrift rückt das Astwerk in die Nähe eines Diskurses, der die Frage, was die deutsche Identität ausmache, zum Inhalt hat und eine Abgrenzung von derjenigen südlich der Alpen forciert. Diese nationale Ausdifferenzierung, die nicht zuletzt in den Universitätsmatrikeln durch die Zuordnung einer Person zu einer bestimmten »natio« seit dem 14. Jahrhundert zu beobachten ist, bedeutete nicht, dass der nordalpine hermetisch vom südalpinen Raum abgegrenzt wurde. Vielmehr illustriert diese Entwicklung, dass Nord und Süd in konstantem intellektuellem Austausch standen. Erst durch den beständigen Transfer von Personen, Schriften und Ideen wurde es möglich und notwendig, sich zu definieren und abzugrenzen. Ein Beleg für diesen Austausch sind aus kunsthistorischer Sicht die Bemühungen Wilhelm von Reichenaus um eigenständige, rationale Kunsttraktate. Sie verdeutlichen, dass die kunsttheoretischen Entwicklungen in Italien nördlich der Alpen durchaus wahrgenommen und rezipiert wurden. Weiterhin sind sie ein Indiz für die eben beschriebenen Abgrenzungstendenzen, denn das Büchlein Roriczers ist ein Traktat über genuin nordalpine Bautraditionen.

Für die kunsthistorische Beurteilung des Astwerks ist dieser Hintergrund wichtig. Dadurch wird klar, dass das Astwerk kein Weg in eine »Sondergotik« ist,¹¹⁹³ sondern Teil eines alpenüberschreitenden Diskurses über die historische Identität der Germanen. Die früher für dieses Phänomen verwendete Bezeichnung ist irreführend und sollte in Zukunft gemieden werden. Sie suggeriert, das Astwerk gehöre in die Stilepoche der Gotik und stelle darin eine Abweichung dar. Wie gezeigt werden konnte, stimmt dies nicht. Das Astwerk ist Teil einer neuen, eigenständigen Stilepoche und Ausdruck eines gelehrten Diskurses über die nationale Identität der Deutschen die sich als Nachkommen der Germanen betrachteten. Die Fallstudien zeigten, dass die künstlerische Übersetzung dieses Diskurses im Herzogtum Bayern-Landshut nicht in den 1460er Jahren, also im Kontext des Briefs Piccolominis an Mair, einsetzt, sondern in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang mit dem Reichstag 1471 steht.¹¹⁹⁴

Dabei fällt auf, dass die pejorative Sicht des Tacitus auf die Bautechniken der Germanen in den frühesten Astwerk-Beispielen kommentiert und in das Gegenteil verkehrt wird. Anstelle von grobschlächtigem Bauholz finden sich fein ausgearbeitete Ranken, komplex konstruierte Astwerkbaldachine und eine Vielzahl an antiken Referenzen, die

¹¹⁹³ Dazu bspw. Hoppe 2008b, S. 50.

¹¹⁹⁴ Zur Erklärung der Astwerkfigurationen am Chorgestühl des Ulmer Münsters sowie dem nordöstlichen Portal des Münsters, die wohl kurz vor 1470 datieren, bedarf es weiterer Untersuchungen. Vgl. hierzu Gropp 1999; Hoppe 2018, S. 548.

über den Bildungshorizont vermeintlich ungebildeter Germanen hinausgehen. Man könnte das Astwerk somit als eine Reaktion auf den von Piccolomini und Campano vorgebrachten Vorwurf der Zivilisationsferne und Kulturlosigkeit der barbarischen Germanen ansehen. Diesem Affront gegenüber den nordalpinen Freunden, mit denen die Auftraggeber der Kunstwerke seit vielen Jahren bekannt waren, mit denen sie studiert hatten, die sich mit Vehemenz für Bildung und die Etablierung des Buchdrucks einsetzten, setzten sie selbstbewusst das Astwerk als Ausweis des eigenen Germanentums entgegen.

Jedoch ist zu beobachten, dass die Qualität und das Anspruchsniveau der Astwerke auftraggebergebunden sind. Insbesondere die in den 1490er Jahren entstandenen Epitaphe von Landshuter Amtsleuten und deren Ehefrauen aus niederadeligen und/oder turnierfähigen Familien dokumentieren eine Veränderung des Charakters des Astwerks: weg von einer rein humanistischen Lesart hin zu einem ornamentalen, fast seriellen Gebrauch des Astwerks als untergeordnetes Rahmenmotiv oder als Bildhintergrund. Damit zeigt sich, dass sich die Bedeutung des Astwerks für die Auftraggeber und die ausführenden Künstler wandelte: War das Astwerk in den 1470er Jahren ein Ausweis von Innovation und Kreativität, so entwickelten sich später bestimmte Formen heraus, die immer wieder verwendet wurden. Während das frühe Astwerk, wie dargelegt, aufs engste mit der Rezeption des Tacitus und reichspolitischen Entwicklungen verbunden ist, ist das spätere Astwerk ein standardisiertes, konventionsgebundenes Zierelement.

Die Verwendung von Astwerk auf dem Territorium des Herzogtums Bayern-Landshut ist ein eindruckliches Beispiel für die künstlerische Übersetzung eines humanistischen Diskurses in die Kunst. Der in der freien Reichsstadt Regensburg abgehaltene Christentag 1471 ist der zentrale Dreh- und Angelpunkt für den Austausch nord- und südalpiner Ansichten über Identität und Kultur der Germanen. So ist es nicht verwunderlich, dass ausgerechnet Regensburger Steinmetze das Astwerk als erste ausformulieren. Indem die personalen Beziehungen zwischen Künstlern und Auftraggebern aufgedeckt wurden, wird ein Diffusionsprozess greifbar. Dieser trug dazu bei, dass die besprochenen Astwerke überall im Herzogtum Bayern-Landshut zu finden sind und nicht nur in Residenzstädten. Dies ist dem hohen Maß an Mobilität und den individuellen familiären Verortungen der auftraggebenden Personen geschuldet. Gemeinsam ist den Auftraggeber/innen ihre (temporäre) Zugehörigkeit zum Hof Herzog Ludwigs IX. von Bayern-Landshut. Die besprochenen Objekte demonstrieren, wie innovativ und kreativ sich Auftraggeber/innen und Künstler mit Texten auseinandersetzten, welche den Lesenden die Geschichte der Germanen vor Augen führten. Für diese Geschichte gab es keine gebauten, gemalten oder gemeißelten Vorbilder. Die künstlerische Visualisierung der germanischen Antike musste deshalb neu erdacht werden. Es ist somit folgerichtig, dass die dabei gefundenen Lösungen für das Problem einer als germanisch erachteten Architektursprache aus heutiger Perspektive absonderlich erscheinen.